Theologischer V...
HALLE a/S.

Nr. 30 — Leipzig, den 27. Juli — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt — Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel: 2. Das „methodistische“ Missionsprinzip — Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift: 4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde (Erstes Stück) — Die Einheit und die Liebesthätigkeit der evangelischen Kirchgemeinden. Zur Erwiederung auf Dr. Böhmerts erneute Rechtfertigung der Wohlthätigkeitsvereine — Vereine oder Gemeinden? Schlußwort der Redaktion — Verschiedenes: Wißmann und die evangelische Mission; Das zehnte deutsche Bundesschießen — Anzeigen

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt

Matth. 22, 14

Wer irgend an den Seelen Arbeit thut, als Geistlicher, Lehrer, Vater, Mutter oder in welchem Lebensverhältnis sonst, den hat gewiß schon manchmal das Wort bewegt: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Und je innigern Anteil das Gemüt an der Sorge für jene Seelen nahm, desto ängstlicher hat es dem Gedanken Raum gegeben, daß unser Wunsch, Gotte Kinder zu gewinnen, durchkreuzt werden könnte von der Thatsache, in der wir doch einen Beschluß desselben Gottes verehren: nicht alle die vielen, die den Ruf des Evangeliums hören, an denen der heilige Geist die Arbeit aufnimmt, werden wirklich Gottes Kinder, sondern nur wenige von ihnen wählt sich Gott aus der Menge aus. Ja wenn wir nur wüßten, welche? Gerade mein Kind, meinen Zögling, meinen Freund? Meine Konfirmanden, meine Gemeindeglieder? Wie lähmend kann auf unsre Bemühungen der Gedanke an dieses Jesuswort wirken, wenn bei denen, die uns anvertraut sind und uns am Herzen liegen, uns jede Spur unter den Händen zergeht, daß auch sie ein Gegenstand göttlicher Erwählung seien. Es giebt doch Männer, es giebt Frauen und Kinder, die augenscheinlich kein Organ für Religion, keinen Sinn für das Gute und Edle, kein moralisches Mark in den Knochen haben. Und wenn nun zu dieser Erfahrung das göttliche Gesetz tritt, daß nur eine Minderheit Gnade findet: wie können wir da beanspruchen, daß gerade unsre Arbeit vor andern gesegnet und nicht vergeblich sei?

Nicht nur im einzelnen Falle persönlichen Wirkens, auch bei der öffentlichen Arbeit der Kirche kann dieser Spruch Kraft und Mut lähmen. Alle Bemühungen z. B., die Volkskirche zu erhalten oder vielmehr aufzurichten, werden sie nicht durch ihn geradezu als falsch, als eine Thorheit vor Gott hingestellt? Und haben nicht die Recht, die vollends in einer Zeit der Scheidungen und Entscheidungen, wie es die unsrige ist, der kirchlichen Arbeit ein andres Ziel stecken: Sammlung der wenigen Auserwählten?

Dem gegenüber gilt es, sich gegenwärtig zu halten, daß unser Spruch nichts weniger will, als unsrer christlichen Arbeit an den Brüdern Ziel und Weise vorschreiben. Für unsre Thätigkeit geht uns dies Wort geradezu nichts an. Dafür haben wir einen andern und sehr klaren Befehl Jesu: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie! Alle Völker für das Himmelreich zu werben ist die klare Mission, die wir gläubigen Christen auf Erden haben, in kleinen Kreisen wie in großen. Jedermann das Heil anbieten, Unkraut und Weizen in die Scheuer, faule und gute Fische in das Netz, Starke und Schwache in die Gemeinde sammeln, dazu sind wir ermächtigt, dafür gesegnet: denn wir wissen, daß diese Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn (1 Kor. 15, 58). Maß und Art des Erfolges hat Gott sich vorbehalten. Die wenigen, die aus den vielen auserwählt sind, werden eine große Schar sein, die niemand zählen kann, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen (Offenb. 7, 9), und dein Werk, das du vielleicht unter Thränen gethan, auf das du hoffnungslos zurückschaust, wird doch von Gott mitverwendet zu seiner großen Reichsvollendung.

Was aber soll uns dann der Spruch: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt?

Einmal ist er eine ernste Warnung vor falscher Sicherheit, die wir jedes für uns nicht genug beherzigen können. Wer sich dünken lässet, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Berufen bist du, ob aber auch auserwählt? Daß nicht der König zu dir spreche, wenn du dich bei ihm willst zu Tische setzen: Freund, wie bist du herein gekommen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?! (Am Schlusse dieses Gleichnisses steht unser Spruch.) So treibt das Wort uns zu bußfertiger Einkehr, zu starkem Umfassen der erbarmenden Gottesgnade, die sich zu dem Sünder herniederneigt. Denn unsers Heils, unsers Gottes gewiß müssen wir werden. Aus der falschen Sicherheit schreckt uns Jesus nur auf, damit wir zur rechten, nicht trügenden Gewißheit kommen.

Und auch in unserm Wirken an andern mag uns das Wort vielleicht dienen. Nicht beunruhigen soll es uns. Denn wenn wir liebhaben und um eine Seele ringen, so liebt Gott noch mehr. Aber beugen, demütigen soll es uns, wenn wir in kindischem Eifer, in eitler Selbstüberschätzung zu viel unternehmen, unsrer Kraft zutrauen, sie könnte die Menschen in das Reich Gottes hinein zwingen. Wiederum trösten, zu stiller Ergebung helfen soll es uns, wenn der offenbare Mißerfolg treuer Bemühungen uns das Gewissen schwer machen will: der Glaube ist nicht jedermanns Ding — viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. R

Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel

2. Das „methodistische“ Missionsprinzip

Nicht die Missionspflicht der Christenheit kann Gegenstand des Zweifels und der Meinungsverschiedenheit sein, wohl aber ihre Art und Methode. Ich denke dabei natürlich nicht an die Regeln für die praktische Anwendung der Missionskunst. Wie der Kriegsplan sich nach des Feindes Kriegsmitteln und Gebietsverhältnissen gestaltet, so müssen solche Regeln sich mit den Verhältnissen und Zeiten ändern. Aber bei aller Wandelbarkeit der einzelnen Bedingungen muß doch Klarheit und unveränderliche Sicherheit vorhanden sein über das, was die Kirche will, und über die Regeln und Grenzen ihres Handelns, die sich aus ihren eignen Zielen, Mitteln und Grundsätzen ergeben. Die

Kirche will erobern; aber was will sie erobern? Sie will feste Punkte im Feindeslande besetzen; aber an welchen Punkten kann ihr gelegen sein? Auf diese und ähnliche Fragen läßt sich nur antworten, wenn man über Wesen und Ziel des christlichen Heils überhaupt einverstanden ist. Denn wie sich dieses Heil am besten mitteilen lasse, darüber wird man notwendig verschiedner Meinung sein, wenn man sein eigenstes Wesen verschieden beurteilt.

Die Antwort wird der Christ zuerst geneigt sein, aus der persönlichen Ueberzeugung zu entnehmen, die den Inhalt seines christlichen Bewußtseins bildet. Er weiß, daß er das unvergängliche Heil seiner eignen Seele in der Gnade Gottes, die er sich in Christus angeeignet hat, und nur in ihr, besitzt. Er hat erkannt, daß ohne diese Gnade der Weg des natürlichen Menschen, trotz allen Vorzügen und geistigen Gaben, zu der Welt und ihrem Verderben führt, und daß die Welt mit all ihrem Reichtum und Glück ihn weder loskaufen noch befriedigen kann. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Wem das mit Feuerzeichen in seine Seele geschrieben ist, dem wird es zuerst selbstverständlich erscheinen, was er auf die Frage nach dem Ziel und der Art der Mission zu antworten hat. Was ist alles andre gegenüber dem unendlichen Werte einer Menschenseele? Was bedeuten die Interessen der Kultur oder die Zwecke der Kirche neben diesem einen höchsten Missionsziele: der Rettung menschlicher Seelen vom Verderben?

Eine Missionsarbeit, die ausschließlich unter diesem Eindruck unternommen wird, kann natürlich nur von dem Gesichtspunkte aus betrieben werden, den ich der Kürze wegen den methodistischen nennen möchte. Es kann sich nur darum handeln, in der Christenheit wie in den Heidenländern — beides muß hier wesentlich zusammenfallen — um jeden Preis die Seelen aus dem Verderben zu erretten, von denen man annehmen muß, daß sie nicht in sicherm Bewußtsein des Heils sind. Da heißt es wohl:

Man muß sie aus den Wassern mit gewaltsamer Kraftanstrengung an das Ufer des Heils ziehen, welches durch feste Formen, Ansichten, Gewohnheiten deutlich abgegrenzt ist. Man muß sich in dem heiligen Eifer der Liebe den Menschen aufdrängen, zur Zeit und zur Unzeit, mit sittlichem Rechte oder ohne Vorwand und Anspruch. Denn der Retter aus Todesgefahr hat nicht nach den Regeln der Gesellschaft zu fragen. Es handelt sich nicht um Erziehung und Bildung, nicht um Kirchengründung oder Kulturarbeit. Es handelt sich um ein Erschüttern und Erwecken der schlafenden Seelen, mögen solche Mittel auch den Weltmenschen geschmacklos und ungesittet erscheinen. Denn die Liebe Christi drängt zu solchem Thun, und wer sich nicht dazu getrieben fühlt, dessen Werk ist nicht Mission, sondern Politik.

Den großen Wahrheitsgehalt dieser Anschauung wird kein Christ verkennen, ebenso wenig die unschätzbare Macht einer Liebesbegeisterung, die aus der Ueberzeugung stammt, Menschenseelen aus dem ewigen Verderben unmittelbar und mit unverkennbarer Gewißheit für das ewige Heil zu gewinnen. Eine Kirche, in der die Quelle dieser Wahrheit versiegte und die von einer solchen Begeisterung nichts mehr wüßte, würde sicher weder Mittel noch Mut für den christlichen Missionsberuf übrig behalten. Und daß solches Missioniren gegenüber der Sündenverlorenheit mancher Stufen des Heidentums und der Sündenroheit und Herzensverhärtung mancher Schichten unsrer Gesellschaft im einzelnen Falle angemessen und notwendig sein kann, das wird man nicht verkennen dürfen.

Aber daß diese Richtung wohl Momente der Wahrheit, doch nicht die christliche Wahrheit selbst enthält, dafür entscheidet zuerst der so völlig verschiedene Charakter des in der heiligen Schrift uns entgegentretenden Missionsverfahrens. Wer dem Alten Testament überhaupt irgend eine Bedeutung in dieser Frage zugestehen will, dem muß das von vornherein zweifellos sein. Auch in der Zeit der höchsten prophetischen Entwicklung Israels ist niemandem der Gedanke in den Sinn gekommen, einzelne Seelen aus dem Verderben der Heidenwelt durch die Macht der Religion Israels zu gewinnen und selig zu machen. Nur wer selbst freiwillig sich dem Volke Israel anschließt, gewinnt damit selbstverständlich das Recht des Anteils an den Heilsgütern: „Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott." Sonst sind die Kinder Israels fern davon, die Ehre und Seligkeit,

die sie besitzen, Fremden aufzudrängen. Die Propheten des Alten Testaments würden den Gedanken überhaupt nicht verstanden haben, daß man einzelne Fremde, aus ihren Völkern heraus, für Israels Heil gewinnen sollte. Was sie hoffen, das ist etwas ganz andres. Der Eindruck der Herrlichkeit des großen Gottes und der Seligkeit derer, die sein Volk sind, soll in die Heidenwelt hinausdringen durch die große Predigt der Weltgeschichte, durch Gottes Thaten, durch das Zeugnis des Gottesknechts, durch die Schönheit und Wahrheit des Gesetzes. So sollen die Inseln auf Gottes Heil harren, sollen sich vor der inwendigen Königsherrlichkeit des Gottesknechts beugen, sollen freiwillig zu Gott kommen, damit auch sie ein Volk Gottes werden, damit aus ihrer dem Verderben verfallenen Volksentwicklung ohne Gott eine Entwicklung des Heils, der Gerechtigkeit und Wahrheit in Gott werde:

Auf, laßt uns zum Berge Zion gehen, zum Hause des Gottes von Israel, daß er uns lehre seine Wege, daß wir in seinen Pfaden gehen!

Das allein hofft das Alte Testament — nicht die Bekehrung Einzelner, sondern das Gewinnen der Völker für Gott und ihre Vereinigung mit Israel im Dienste des einen Herrn, ohne daß sie deshalb die Freiheit und Besonderheit ihres Volkslebens an Israel verlören. Und wenn die Pharisäer zu Jesu Zeit anders handelten und Proselyten unter den Heiden zu gewinnen trachteten, so geschah es nicht aus Sorge um die Seligkeit der Seelen, sondern um des Volkes Israel Glanz und ihre eigne Ehre zu vermehren, und der Heiland hat den Sinn, in dem sie verfuhren, als einen verkehrten zurückgewiesen.

Aber auch der Heiland und seine Jünger haben nicht im Sinne der methodistischen Missionsauffassung gehandelt. Jesus predigt dem Volke, wo es sich um ihn sammelt, um ihn zu hören. Er hat eine frohe Botschaft an sein Volk zu bringen, insbesondre an die Armen, die sich nach dem Heil sehnen. In das weite Meer des Volkslebens wirft er das Netz aus. Auf den großen Acker seiner Nation streut er den Samen, aus dem das neue Leben aufgehen soll. Er dringt nicht in fremde Häuser, um Seelen zu gewinnen. Er drängt sich nicht den Menschen auf, die ihm keinen Anlaß geben. Er sucht die Verlornen — aber er thut es nur, indem er das Wort der Gnade für sie hat, wo die Selbstgerechten von nichts, als von Gerichten Gottes zu sagen wußten. Er sucht die Kranken — aber wo sie des Arztes bedürfen, und er scheut sich, über die Grenzen seines Berufs hinaus zu gehn, der ihm prophetisches Wirken an den Verlornen seines Volkes vorschrieb. Wohl wird ihm jedes Mahl, jede gesellige Rede zum Anlaß von Heilandsworten, aber nie anders, als wenn man ihm das Recht zu solcher prophetischen Rede gegeben hat. In seinem Wirken ist nichts Zudringliches, eher eine hoheitsvolle Zurückhaltung, ein vornehmer Abscheu davor, „das Heilige den Hunden zu geben." Nichts Stürmisches und Gewaltsames, eher ruhige Geduld und Majestät. Der Sämann streut den Samen aus; daß er wachse, ist Gottes Sache. Niemals drängt er sich Einzelnen auf, um sie gewaltsam selig zu machen. Wo er Einzelne ruft, da geschieht es erst, wenn sie ihm innerlich gehören, wenn sie durch den Eindruck seines Wortes und seiner Liebe überwunden sind. Er ruft sie, wo er als der König Feldherren und Krieger in ihnen erkennt. Sonst heißt es: Gehe heim, sündige hinfort nicht mehr! Gehe heim, zeige dich dem Priester! Und wenn er die Zwölf und die Siebzig aussendet, so geschiehts nicht, um einzelnen Seelen das Heil aufzudrängen, sondern um in den Städten und Flecken Israels das Reich zu verkünden.

Ebenso handeln die Jünger. Wohl wissen sie, daß sie Zeugnis ablegen müssen von dem, was sie gesehen haben. „Wir können es ja nicht lassen, von diesem Namen zu predigen." „Wehe mir, wenn ich nicht Evangelium predigte." „Ich bin ein Schuldner, beides den Juden und den Griechen." Aber sie reden in den Synagogen, wie es Brauch ist; sie reden auf dem Areopag, wenn man sie auffordert; sie reden als Zeugen der Auferstehung öffentlich in den Versammlungen des Volkes; sie sprechen mit ihren Handwerks- und Tischgenossen von dem, was ihr Herz erfüllt; sie fragen den, den sie in der Schrift lesend finden: „Verstehest du auch, was du liesest?" Nie dringen sie unaufgefordert in das Privatleben ein. Nie wollen sie ge-

waltsam Zeichen der Bekehrung hervorrufen: Bußkampf und Seligkeitsempfindungen. Nichts von unzartem Zudringen und Mißachten der Persönlichkeit und des Hauses! Sie predigen nach ihrer Pflicht das Wort; nach ihres Meisters Vorgang werfen sie das Netz aus und streuen den Samen. Wer das Heil wirklich gewinnt, das überlassen sie Gottes Vorsehung. Sie freuen sich, wenn die Gemeinde wächst, wenn der Name Christi bekannt wird. Aber sie zählen nicht gerettete Einzelseelen. Erst ein besondres Gotteswort giebt dem Petrus Anlaß, über Israels Grenzen hinauszugehen und das Evangelium in das Haus des Heiden zu tragen, der ihn sehnsüchtig erwartet. Und Paulus geht auf besondre Sendung Christi und hat es auf seinen Missionswegen immer damit zu thun, einer neuen Stadt oder einem neuen Lande die frohe Botschaft zu verkünden. Von willkürlicher Bekehrung Einzelner und von der Aufdringlichkeit, die da meint, mit menschlichem Eifer und mit Uebermacht des Wollens eine Seele vom Tode zum Leben bringen zu können, ist er völlig entfernt. Und Aufträge zur unablässigen Sorge für die einzelnen Menschenseelen giebt er den verordneten Amtsträgern in christlichen Gemeinden, — nicht den Sendboten unter Heiden und Juden.

Und dieses Verfahren hat seinen Grund darin, daß die Männer des Neuen Testaments über das Wesen des christlichen Heils anders denken als die, welche einseitig nur die Rettung der einzelnen Seele ins Auge fassen. Wohl sind sie gewiß, daß kein natürlicher Mensch die selige Gemeinschaft Gottes empfangen, daß nur, wer im Glauben an Christus gerechtfertigt worden ist, ein Bürger in dem seligen Reiche werden kann, dessen König der Auferstandene ist. Aber sie halten niemanden für verloren und dem Gerichte verfallen, der nicht im Widerspruche gegen den Geist Gottes dem Heil widerstrebt hat. Erst mit dem Eintritt in die Gemeinschaft des offenbar werdenden Heils beginnt auch die Stunde der Gefahr und Entscheidung. Und sie haben es wohl an sich selbst erfahren, daß, wer Christus wirklich gewonnen hat, unaussprechliche Seligkeit in ihm besitzt. Aber sie wissen auch, daß menschliches Werk niemandem die wahre Gemeinschaft mit Christus geben kann. Es liegt nicht am Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen, nicht an Menschenkunst und menschlichem Eifer, sondern an Gottes Geist. So können Menschen nichts weiter, als dem Wirken Gottes nach seinem Willen die Wege bereiten und sein Wort wirksam machen, damit Gott, wenn er in seiner Weisheit es will, Gnade und Erfolg schenke. Sie wissen wohl: Gott will, daß Allen geholfen werde. Aber auch daß er seine Zeiten kennt und nach seinen, nicht nach Menschengedanken Stunde und Weise seines Erbarmens wählt. Aus solcher Ueberzeugung kann nicht ein stürmisches Eindringen auf die Einzelnen folgen, nicht ein Seelenerrettenwollen mit Kunst und Gewalt, mit Erregung und mit Eindrücken auf die Phantasie. Sondern ein gehorsames Arbeiten in den Bedingungen, die Gott vorzeichnet, ein glaubensvolles und begeistertes Verkünden des Evangeliums, wo Gott Raum dazu giebt, ein stilles und demütiges Harren auf den Segen, den Gott treuer Arbeit verheißen hat und den nur er geben kann.

H Sch

Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift

4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde

(Ausschließliche Lehrnorm. Zureichende Lehrnorm. Nur als Ganzes Lehrnorm. Nur richtig verstanden Lehrnorm: Notwendigkeit der geschichtlichen und religiösen Kritik. Leistung dieser Lehrnorm. Verhältnis zwischen der Lehrnorm für die Gemeinde und dem Heilswort für den Einzelnen)

Erstes Stück

In den bisher angestellten Betrachtungen haben wir nur das Verhältnis des einzelnen Christen zur Schrift ins Auge gefaßt. Er findet sie als eine gegebene Größe vor, und zwar als eine in der Gemeinde geltende religiöse Autorität. Es fragte sich also, ob und wie sie sich auch ihm als eine solche ausweise. Das geschah durch die aus der Schrift auf ihn ausgehende Heilswirkung, indem er durch Vermittelung ihres Wortes Gott als seinen Gott und Heiland erkannte, ihr Wort als eine Offenbarung Gottes an ihn. Indem nun alle Christen, wenn auch in verschiedenem Maße, die gleiche Erfahrung mit der Schrift machen, findet sich die gesamte Gemeinde in dem Urteil zusammen, in der Schrift habe sie das Wort Gottes.

Damit ist aber die Stellung, die die Gemeinde Christi überhaupt und in erster Linie die evangelische Kirche der Schrift einräumt, noch durchaus nicht erschöpft. Die Kirche ist eine auf Grund des gleichen Glaubens erwachsene Gemeinschaft. Damit ist das Merkmal ihrer Einheit gegeben. Und zwar ist diese Einheit und Einigkeit ein so fundamentales Stück ihres Seins, daß ihre Arbeit sich unausgesetzt darauf richten muß, sie zu erhalten, zu kräftigen, oder wo sie etwa Schaden gelitten hätte, sie wieder herzustellen. Die Einheit der Kirche beruht wesentlich auf der Gleichheit der religiösen Erlebnisse aller ihrer Mitglieder, vor allem also des Gemeinschaftsverhältnisses, in dem sie sich durch und in Christus mit ihrem Gotte wissen. Eine Gemeinschaft der religiösen Erlebnisse setzt aber voraus, daß diese nicht nur vorhanden sind, sondern auch als vorhanden zu Tage treten, setzt also einen gemeinsamen Ausdruck für die gemeinsamen Erlebnisse voraus. Hieraus ergiebt sich nun eine Schwierigkeit. Wie nämlich, wenn die religiösen Erlebnisse der einzelnen Gemeindeglieder sich nicht decken? Wenn sie nicht nur dem Umfang, sondern auch dem Inhalte nach verschieden sind? Das ist möglich, denn es kann jemand subjektive Phantasien mit religiösen Erlebnissen verwechseln. Noch viel näher aber liegt die andre Möglichkeit, daß ein Christ den Inhalt eines wirklichen religiösen Erlebnisses in unzureichender oder schiefer Form vor sich selbst oder andern zum Ausdruck bringt. Weiter aber hat die Gemeinde die Aufgabe, auf Grund ihrer unmittelbaren religiösen Erlebnisse, d. h. auf Grund ihres Glaubens an das Evangelium den gesamten Inhalt ihres religiösen Denkens und Lebens an dem Evangelium zu messen, ihre gesamte Weltanschauung nach ihm zu gestalten und alle Voraussetzungen und Konsequenzen zum Bewußtsein zu bringen, die darin beschlossen liegen. Je weitschichtiger und verwickelter diese Aufgabe ist, um so leichter werden sich Irrtümer einschleichen. Alles Gesagte betrifft die Aufgabe der Kirche, sich eine immer reinere und reichere Erkenntnis alles dessen zu gewinnen, was mit dem Reiche Gottes in Zusammenhang steht. Und zwar muß diese Erkenntnis eine gemeinsame, bei allen Gliedern der Gemeinde gleiche zu werden suchen. Um dies zu erreichen, um namentlich etwaige Irrtümer in der Erkenntnis zu überwinden, bedarf es eines gemeinsamen Maßstabes, einer Instanz, die von allen gleichmäßig anerkannt wird. Diese Instanz findet unsre Kirche in der heiligen Schrift. Mit andern Worten: die heilige Schrift ist ihr Lehrnorm.

Hierbei ist zunächst wohl zu beachten, wie die Ausschließlichkeit, mit der die Kirche nur die heilige Schrift im Unterschiede von allen andern Büchern auf den Leuchter gestellt hat, nur auf ihre Bedeutung als Lehrnorm sich bezieht, nicht aber auf die Schrift als Heilswort und Gnadenmittel. Denn Gnadenmittel ist durchaus nicht nur das Schriftwort. Meinen Gott kann ich und er kann mich finden auch ohne Vermittelung der Bibel. Gingen wir doch von der Beobachtung aus, daß das Evangelium dieselbe Glauben erweckende Kraft habe, durch wessen Mund es auch immer an mich gelange. Und wie mit dem Zentrum des Christentums, dem Evangelium im engern Sinne, steht es auch mit seiner ganzen Peripherie. Durch das zufällig gesprochene Wort eines Menschen, durch eine beliebige Thatsache meines Lebens kann mein Gott ebenso mit mir reden, wie durch ein Wort der Bibel. Darum konnten wir in dieser Hinsicht nur behaupten, daß das Bibelwort auch und in größerm Umfange solche Heilswirkungen von sich ausgehen lasse, als andres Wort, nicht aber, daß es ausschließlich diese Macht habe. Man muß sich nur hüten, in diese Sachlage Unklarheit zu bringen, indem man zwei ganz verschiedne Dinge zusammenwirrt. Es ist ganz richtig, daß alles menschliche Predigtwort schließlich aus der Schrift geschöpft ist, auf sie zurückweist und an der Uebereinstimmung mit ihr sich erproben muß; auch ganz richtig, daß Thatsachen meines Lebens nur darum mir zu religiösen Erlebnissen werden können, weil ich sie auf Grund und nach Maßgabe des Evangeliums zu deuten vermag. Aber die Einsicht

in den Zusammenhang einer menschlichen Predigt oder der Predigt einer Thatsache meines Lebens mit der heiligen Schrift ist keine Bedingung für ihre Heilskraft. Nicht so geht es mit der Erzeugung des Glaubens zu, daß ich erst das Wort einer Predigt, die mir gehalten wird, mit dem Bibelworte vergleiche und auf Grund ihrer Uebereinstimmung mich entschließe, daran zu glauben, sondern der Geist Gottes faßt mich unmittelbar bei dem Hören jenes Wortes und wirkt dadurch in mir den Glauben genau ebenso, wie er das bei einem Bibelworte thun würde. Auch hier dürfen wir wieder an den Satz erinnern, daß der Glaube es immer mit einem Worte Gottes selber zu thun hat und daher gar nicht danach fragt, ob der vermittelnde Mund der eines modernen Predigers oder des Paulus oder, um mit Luther zu reden, gar der des Kaiphas und Judas sei. Es bleibt also dabei, Heilswort ist nicht nur die Schrift, wohl aber nur sie, ausschließlich sie Lehrnorm, an der jede Aussage über religiöse Erlebnisse, jede Erkenntnis, die auf deren Grunde gewonnen ist, ihr Bürgerrecht in der Gemeinde zu erproben hat.

Eine doppelte Frage ist in dieser Hinsicht zu beantworten: einmal, mit welchem Rechte die heilige Schrift und nur sie von der Gemeinde Christi als Lehrnorm angesehen wird, sodann, was damit gesagt ist.

Was berechtigt die Kirche, ausschließlich der heiligen Schrift die Bedeutung einer Lehrnorm zuzugestehen? Freilich wäre es auch hier wieder die bequemste und einfachste Antwort, wenn man sich auf den göttlichen Ursprung jener Bücher zurückziehen könnte. Haben die heiligen Schriftsteller auf Grund einer einzigartigen Erleuchtung geschrieben, so ist freilich das Recht dargethan, ihre Bücher von allen andern zu sondern. Aber dieser Beweis ist nun einmal unmöglich, weil er das, was erst aus der Einzigartigkeit der heiligen Schrift geschlossen werden könnte, ihre sonderliche Inspiration, als Voraussetzung und Beweismittel gebrauchen will. Viel mehr Aussicht auf Erfolg scheint der Weg der Geschichtsbetrachtung zu bieten. Wenn alle Predigt, ja die gesamte christliche Litteratur schließlich auf die Bibel als ihre letzte Quelle hinweist, so scheint dadurch deren Ueberordnung über alle andern Schriftwerke schon gewährleistet zu sein. Und doch genügt diese Betrachtung nicht. Sie zeigt nur, daß die Christenheit sich stets auf die Schrift zurückbezogen hat, aber sie beweist noch nicht, daß sie es mit Recht gethan hat; sie zeigt, daß die Bibel der Christenheit Lehrnorm gewesen ist, aber sie beweist nicht, daß sie Lehrnorm sein muß. Und um diesen Punkt handelt es sich doch gerade.

Hier scheint nun der in früherem Zusammenhang zurückgewiesene Gesichtspunkt der „Urkunde der Offenbarung" hilfreich eintreten zu können. Die neutestamentlichen Schriften sind die ältesten Zeugnisse, die wir über das Christentum haben. Sie scheinen also auch von vornherein am geeignetsten zu sein, um das ursprüngliche Wesen des Christentums festzustellen. Jede folgende Epoche hat ihre Legitimation an der Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Gestalt des Christentums. So scheint die einzigartige Autorität der Bibel durch den Zusammenhang ihrer Bücher mit dem ersten Ursprung des Christentums gerechtfertigt zu sein.

Aber es scheint doch nur so. Schon der Ausgangspunkt der angestellten Ueberlegung ist anfechtbar. Sind denn wirklich alle unsre neutestamentlichen Schriften die ältesten? Ist nicht manches Buch darunter, über dessen Alter sehr ernsthafte Zweifel möglich sind, sodaß es jünger sein könnte, als manche andre uns erhaltene christliche Schrift? Und wenn auch das nicht, warum sind denn manche Schriften, die wenigstens unbedeutend jünger sind, als die jüngsten neutestamentlichen, nicht in den Kanon aufgenommen? Aber weiter: wenn die Schriften des Neuen Testaments auch wirklich die ältesten sind, ist darum schon ausgemacht, daß sie das ursprüngliche Wesen des Christentums rein wiederspiegeln? Kann dieses nicht schon von Mitgliedern der ersten Generation falsch aufgefaßt sein? Wird nicht in weiten Kreisen wirklich behauptet, daß das Bild Christi im vierten Evangelium, ja auch das in der Synopse sehr stark durch den persönlichen Standpunkt der Verfasser retouchirt sei? Erst müßte also jeder Zweifel an der Wahrheit des im Neuen Testament enthaltenen Bildes beseitigt sein, ehe auf diese Instanz hin die Kirche die Schrift zur absoluten Lehrnorm machen könnte. Und noch mehr: wenn auch festgestellt ist, daß die neutestamentlichen Schriften das ursprüngliche Christentum ganz genau darstellen, ist denn von vornherein sicher, daß die erste Verwirklichung eines neuen Prinzips, die erste Ausdeutung einer religiösen Thatsache die schlechthin vollkommene sein muß? Ist es etwa der Reformationszeit gelungen, das von ihr aufgestellte Prinzip alsbald in allen Konsequenzen streng durchzuführen? Hat das Alte und Ueberlebte nicht gar mannigfach nachgewirkt und die Reinheit und Geschlossenheit des reformatorischen Denkens beeinträchtigt? Läßt sich also so ohne weitern Beweis voraussetzen, daß bei der Entstehung des Christentums es anders gewesen sei? Somit giebt der Rückgang auf die frühzeitige Entstehung der neutestamentlichen Schriften nach keiner Seite schon den genügenden Rechtsgrund, sie zur unbedingten Lehrnorm zu machen. Die Möglichkeit einer späteren, richtigeren Auffassung in diesem oder jenem Punkte ist damit nicht ausgeschlossen.

Wir werden also nach einer haltbareren Begründung für die Autorität der Schrift suchen müssen. Die Frage muß hier analog gestellt werden wie in unsrer vorigen Betrachtung. Auch hier handelt es sich in erster Linie nicht sowohl um den Ursprung, als um die Wirkungen der heiligen Schrift. Nur daß im gegenwärtigen Zusammenhange nicht ihre glaubenschaffende und umgebärende Wirkung in Frage kommt, die sie auf den Einzelnen übt, sondern diejenige, die sie im Laufe der gesamten Geschichte auf die ganze Gemeinde ausgeübt hat, ferner nicht die Wirkung auf Herstellung eines neuen Lebens, sondern auf die Erkenntnis. Denn um eine Lehrnorm handelt es sich. Was hat nun nach diesen Seiten die Schrift geleistet?

Ueberblickt man die gesamte Entwicklung der Kirche, so ergiebt sich, daß in ihr nie ein Erkenntnisfortschritt eingetreten ist, der nicht irgendwie im Neuen Testament schon gegeben oder wenigstens angelegt gewesen wäre. Keine spätere Periode ist auf dem religiösen Gebiete in vollem Sinne produktiv oder neu schaffend gewesen, sondern sie hat sich immer an der heiligen Schrift zurechtzufinden gesucht. Und daß sie das mit Recht gethan hat, zeigt der Erfolg. Denn alle Fragen, die aufgetaucht, alle Schwierigkeiten, die zu überwinden gewesen sind, alle noch so neuen Verhältnisse, in denen man sich zu bewegen hatte, haben stets ihre Beantwortung, Lösung, Beleuchtung in der heiligen Schrift gefunden. Je größer der Fortschritt war, den eine Zeit in religiöser Hinsicht gemacht hat, wie z. B. die der Reformation, um so lebhafter ist das Gefühl gewesen, daß sie diesen Fortschritt, das Beste, was sie habe, dem Rückgang auf die Schrift danke. Mit einem Wort: diese Sammlung von Schriften hat sich immerdar als ausreichend erwiesen, alle Bedürfnisse zu befriedigen, die in der Gemeinde Christi entstanden sind*). So hat die Schrift den Selbstbeweis für ihre Suffizienz geführt. Niemand kann eine Schrift nennen, durch deren Hinzufügung zum Kanon eine wesentliche Lücke darin ausgefüllt würde, sondern so, wie er einmal ist, hat er sich als ausreichend erprobt. Auf Grund dieser Leistung hat die Gemeinde das Recht, den Kanon als die Norm für die Beurteilung aller Angelegenheiten der Gemeinde Christi hinzustellen. Es handelt sich dabei um einen einfachen Induktionsschluß. Wie der Naturforscher aus der konstanten Regelmäßigkeit, womit eine Erscheinung eintritt, auf das Vorhandensein eines Gesetzes schließt, so thut es hier die Kirche. Aus dem, was die Schrift geleistet hat und noch leistet, schließt sie auf die ihr von Gott verliehene Bestimmung, aus den thatsächlichen Wirkungen auf den von Gott ihr gesetzten Zweck. Somit hat die Kirche nicht nötig, um das Recht der Autoritätsstellung, die sie der Schrift beimißt, zu beweisen, auf die nähern Umstände ihres Ursprungs einzugehen. Wer die Verfasser gewesen sind, aus welchem Grunde sie geschrieben, warum die ersten Jahrhunderte gerade diese und keine andre Schriften zum Kanon zusammengestellt haben, ist

*) Der in der Dogmatik gebräuchliche Ausdruck dafür, daß die Schrift alles, was von Seligkeits wegen zu wissen notthut, enthält: Hinreichendheit, Zulänglichkeit. D H

zunächst gleichgiltig. Ob dies geschehen ist, weil man die Schriften alle für apostolisch hielt oder auf Grund ihres langen Gebrauches in den Gemeinden, ob der Kanon sich früher oder später gebildet hat, ob man über die Zugehörigkeit einzelner Schriften zum Kanon lange im Unklaren gewesen ist: das alles kommt hier gar nicht in Betracht. Es handelt sich lediglich um die eine Thatsache, daß diese wie auch immer entstandene Sammlung von Schriften die oben ins Licht gestellte Suffizienz für die Bedürfnisse der Gemeinde bewährt hat. Weil diese alle bisher erworbenen Erkenntnisse als mit der Schrift übereinstimmend und in ihr begründet weiß, erklärt sie, auch in Zukunft die Schrift als Maßstab für die Richtigkeit ihres Erkennens gebrauchen zu wollen.

Aber so einfach, wie es zunächst scheinen könnte und wie es sehr häufig angesehen wird, ist die Anwendung dieses Maßstabes nicht. Das ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Sätze gleicher Weise auf Schriftgemäßheit Anspruch machen. Soll also der Satz, daß die Schrift Lehrnorm sei, nicht zu einer für die Kirche völlig bedeutungslosen Phrase, sondern zu einer wirklichen, lebensvollen und segensreichen Größe werden, so muß vor allen Dingen der Inhalt jenes Satzes so genau und klar entwickelt werden, daß dadurch die Art, wie er praktisch anzuwenden ist, und der Umfang, in dem er anwendbar ist, scharf begrenzt wird. Und zwar wird diese nähere Bestimmung sich daran als richtig erproben müssen, daß sie nicht irgendwie willkürlich und auf Grund fremder Maßstäbe erfolgt, sondern sich unmittelbar aus dem Grunde ergiebt, aus dem die Kirche die Schrift zur Lehrnorm für sich gemacht hat, also aus ihrer Bewährung in der Geschichte.

Nun erhellt unmittelbar, daß diese Bewährung nur von dem Schriftganzen als solchem, von der uns vorliegenden Sammlung heiliger Schriften, die wir Kanon nennen, ausgesagt werden kann. Denn zunächst wäre äußerlich unmöglich, festzustellen, welche Stücke des Kanons zur Bereicherung der Erkenntnis der Gemeinde beigetragen haben. Die eine Zeit hat sich mehr an diese, die andre an jene Schriften gehalten; was der einen noch unwichtig war, war der andern wichtig; was bis jetzt überhaupt etwa belanglos erschienen wäre, kann möglicherweise in zukünftigen Zeiten von Belang werden. Aber auch innerlich ist eine solche Scheidung unmöglich. Der Satz, daß die Schrift Lehrnorm sei, gilt schlechterdings nur von ihr als Ganzem und wird in dem Augenblick falsch, wo er auf das einzelne Schriftwort als einzelnes bezogen wird. Wer die Schriftworte vereinzelt und in solcher Vereinzelung als Maßstab seiner Erkenntnis gebrauchen wollte, würde zu merkwürdigen Ergebnissen kommen. Er würde aus Matth. 5, 18 herauslesen können, daß die christliche Gemeinde bis ans Ende der Tage Brandopfer und Dankopfer zu bringen hat, genau in den Formen des alten Bundes, und aus Matth. 5, 37, daß er unter keinen Umständen eine Schwurformel gebrauchen darf. Der gesamte Schriftgebrauch der Sekten krankt an der Vernachlässigung dieser ersten Regel, daß nicht das einzelne Schriftwort als einzelnes Autorität ist. Leider aber ist dieser Irrtum nicht nur den Sekten eigen, sondern auch innerhalb der Kirche vielfach begangen worden und hat viel Elend angerichtet. Er würde noch viel mehr angerichtet haben, wenn nicht durch den unmittelbaren christlichen Takt die Folgen jenes Irrtums vielfach eingedämmt und niedergehalten wären. Dieser christliche Takt aber beruhte wesentlich darauf, daß stets der gesamte Kanon der Gemeinde vorlag und unwillkürlich dessen Gesamtheit das Verständnis des Einzelnen beeinflußte und bedingte. Dennoch aber blieb die Verkennung des Prinzips von schwerwiegenden Nachteilen begleitet. Alle Schriften der Bibel und schließlich alle einzelnen Aussprüche wurden als gleichgeordnete Größen angesehen, so gleichen Wertes, wie die einzelnen Paragraphen einer Gesetzsammlung. Jede Stelle wurde ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zum Schriftganzen als Lehrautorität in Anspruch genommen.

Diese ganze mechanische, äußerliche, juristische Auffassung der heiligen Schrift wird von vornherein dadurch unmöglich gemacht, daß man das Schriftganze der Betrachtung zu Grunde legt. Man macht sich selten klar, ein wie bedeutender Faktor

in der Geschichte des Reiches Gottes, ein wie unermeßlicher Fortschritt der religiösen Erkenntnis in der Thatsache beschlossen liegt, daß sich eine Sammlung religiöser Schriften bildete. Schon das Judentum kann das zeigen. Wie bedenklich könnte der Prediger Salomo in seiner Vereinzelung wirken: aber in der Sammlung des Kanons wird er durch die das Ganze beherrschenden Gesichtspunkte zurückgestellt und zu einem einzelnen Moment in dem Ganzen des religiösen Lebens gemacht, dem die notwendige Ergänzung nicht fehlt. Wie einseitig das Judentum werden mußte, wenn es die Gesetzgebung in den mittleren Büchern Moses einseitig ins Auge faßte, ohne die im fünften Buche und in den Propheten vorliegende Verinnerlichung auf sich wirken zu lassen, das zeigt der Pharisäismus. Aber das Vorhandensein des ganzen Kanons des Alten Testaments machte den Pharisäern ihre Einseitigkeit zur Schuld. Dasselbe läßt sich aber bis ins kleinste hinein verfolgen. Wie manche Aussprüche des Alten Testaments würden es gestatten, den Gott Israels als von Haß und Rache erfüllt zu denken, wenn sie nicht durch Stellen wie 2. Mose 34, 6. 7 ergänzt würden und so dem Volke Israel eine vollkommenere Vorstellung von seinem Gott ermöglicht wäre. Somit ist durch die Sammlung eines Kanons es erst möglich geworden, daß das Volk Israel sich den gesamten Ertrag seiner religiösen Geschichte aneignete. Sie stellt also eine wesentlich neue Stufe in seiner religiösen Entwicklung dar. Dasselbe gilt in nicht geringerem Maße von der Kanonisierung des Neuen Testaments. Das Bild Christi, das in der Kirche vorhanden ist, beruht nicht bloß auf diesem oder jenem Evangelium, auf den Lehraussagen dieses oder jenes Apostels, sondern hat sich unter dem Gesamteindruck aller dieser verschiednen Aussagen gebildet. Und entsprechend steht es auf jedem Gebiete der christlichen Lehre. Die Schriftmäßigkeit irgend eines Satzes ist also nicht dadurch erwiesen, daß man ihn irgendwo in der heiligen Schrift findet, sondern daß man ihn als einen organischen Bestandteil in dem Schriftganzen nachweist.

Diese Aussage, daß nur das Schriftganze als Lehrnorm anzusehen sei, enthält nun aber eine große Schwierigkeit. Wir finden in der heiligen Schrift verschiedene Aussagen neben einander stehend. Das einemal scheint das ewige Geschick des Menschen auf sein sittliches Verhalten zurückgeführt, also von seinem Thun abhängig gemacht zu werden, das andremal scheint es ohne Rücksicht darauf ein Werk göttlicher Barmherzigkeit zu sein, die den Menschen wider all sein Verdienst selig macht. Das einemal lesen wir von dem Zorneseifer Gottes, das andremal von seiner Liebe. Hier wird gelehrt: Ihr seid rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe; dort heißt es: Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden. Das sind einzelne Beispiele, die, wie jeder Bibelleser weiß, sich verhundertfachen ließen. In allen diesen Fällen entsteht die Frage: Welcher von diesen Sätzen soll denn gelten? oder, wenn beide stehen bleiben sollen: Welches ist der rechte Ausgleich zwischen diesen Widersprüchen? Nach welchen Grundsätzen soll ich das Verhältnis bestimmen, worin sie zu einander stehen? Und die Schwierigkeit reicht noch weiter. Der eine hält sich verpflichtet, alle Aussagen der Schrift möglichst buchstäblich und massiv auszulegen. Wir hatten schon vorher als Beispiel das Verbot des Eides angeführt, aber das war nur eine Einzelheit. Er glaubt weiter, dem Wesen der Weissagung nur gerecht zu werden durch die Annahme, daß jedes prophetische Wort sich buchstäblich erfüllen müsse. Wenn Jesaias verheißt, der Berg Zion werde in der letzten Zeit höher werden als alle Berge, so pocht er auf den Buchstaben und verlangt die Anerkennung, daß in der That dieser Berg die höchsten Gipfel auf der Welt überragen werde. Wenn Maleachi die Wiederkunft eines Elias vor der Vollendung der Welt in Aussicht stellt, so glaubt er nicht in der Person Johannes des Täufers die Erfüllung finden zu dürfen, sondern eine leibhafte Wiederkehr des alten Elias erwarten zu müssen. Es ist der sogenannte biblische Realismus, dessen Anschauungen wir an etlichen seiner krassesten Ausläufer kennzeichnen wollten. Ein andrer dagegen glaubt sich berechtigt, in allen solchen Worten Bilder zu finden und das Wesen der Weissagung eigentlich nur in dem religiösen Gedankengehalt zu sehen. Endlich wieder andre stehen in der

Mitte. So ergiebt sich, daß der Satz, die Schrift sei Lehrnorm, an sich noch gar keinen Wert hat, wenn nicht näher bestimmt wird, nach welchen Grundsätzen ich die Schrift auslegen soll. Der Satz, die Schrift sei Lehrnorm, muß also, um brauchbar zu sein, dahin ergänzt werden: Die richtig verstandene Schrift ist Lehrnorm. Aber auch dieser Satz würde noch keinen wirklichen greifbaren Inhalt haben, wenn man nicht über die Grundsätze klar ist, wie ein richtiges Verständnis der Schrift zu gewinnen ist. Nur wenn diese Grundsätze allgemein anerkannt sind, kann die Kirche hoffen, zu einem gemeinsamen und einheitlichen Verständnis der Schrift, also auch zu einer geregelten und allgemein giltigen Handhabung derselben als Lehrnorm zu gelangen.

Zwei Grundsätze sind in dieser Beziehung fundamental. Der erste ist: jede Schrift und jedes Schriftwort muß nach den Regeln der historischen Auslegung zum Verständnis gebracht werden. Der andre ist: jedes Schriftwort muß auf der so gewonnenen Grundlage auf seine religiöse Bedeutung hin untersucht werden. E H

Die Einheit und die Liebesthätigkeit der evangelischen Kirchgemeinden

Zur Erwiederung auf Dr. Böhmerts erneute Rechtfertigung der Wohlthätigkeitsvereine

Wenn ich zu der Streitfrage „Wohlthätigkeitsvereine oder Gemeinden?“ noch einmal das Wort ergreife, so werde ich doch auf die neuen Einwände des Herrn Dr. Böhmert erst im zweiten Teile meines Aufsatzes zu sprechen kommen. Ich halte es für zweckmäßig, vorher eine allgemeinere Frage noch eingehender zu besprechen, als dies in meiner Abhandlung über „Die Fortbildung unsers kirchlichen Gemeindelebens“ (Nr. 19 und 20 d. Bl.) geschehen ist. Ich thue dies, weil diese Frage im gegenwärtigen Augenblicke die wichtigste von allen ist und weil ich sie zu möglichster Klarheit bringen muß, wenn die Leser ein hinreichend deutliches Bild von der Gestaltung des kirchlichen Gemeindelebens, die ich für notwendig erachte, vor Augen haben sollen. Fehlt dies Bild, das jetzt leider zumeist noch ein Ideal ist, so wird auch meine Beurteilung der außerkirchlichen Wohlthätigkeitsvereine nicht vollkommen klar. Herr Dr. Böhmert wird auch aus dem, was ich meiner ihm zu erteilenden Antwort vorausschicke, von neuem ersehen, wie dankbar gerade ich fürerst den von ihm vertretenen Vereinen sein muß, und daß ich nicht daran denke, sie in ungerechter Weise zu bekämpfen. Die übrigen Leser der Christlichen Welt werden mir, wie ich hoffe, zugestehen, daß ich nichts Nutzloses gethan habe, wenn ich eingehender, als der zunächst vorliegende Zweck es erfordert, die Frage bespreche, die ich auf dem Herzen habe.

1. Die Einheit der Kirchgemeinden

Nach meiner Ueberzeugung haben wir vor allem danach zu streben, daß ein Geist, der Geist unsers Herrn, alle Glieder einer Gemeinde so innig wie eine christliche Familie vereine. Aus diesem einen Geiste sollen alle ihre Thätigkeiten, ihre Gottesdienste, ihre Seelsorge, ihre Liebesarbeit, entspringen. Solch eine festgeschlossene Einheit kann aber eine Gemeinde nur dann bilden, wenn nur ein Geistlicher an ihrer Spitze steht. Es muß allerdings das Ziel unsers Strebens sein, daß in der Gemeinde eine Arbeit aller an allen geschieht und daß namentlich die Vertreter der Gemeinde mit aller Kraft mitarbeiten. Aber ohne monarchische Spitze ist nach meiner Ueberzeugung ein wahres Gemeindeleben nicht denkbar. Der Pastor muß sich bemühen, alle einzelnen Gemeindemitglieder kennen zu lernen, sie in der richtigen Weise zu behandeln und zur Arbeit in der Gemeinde heranzuziehen. Er muß für die der innern und der äußern Hilfe Bedürftigen die rechten Helfer suchen und so die lebendigste Wechselwirkung der aktiven und der passiven Gemeindemitglieder in das Leben rufen. Vor allem muß er mit allen Gliedern seiner Gemeinde ein Glaubensleben führen und sie mit ihm. Das zu erreichen, dazu gehört die angestrengteste Arbeit der innigsten und zartesten Liebe. Keine Kraft in der Welt wächst so langsam empor wie das Vertrauen, auf dem die Gemeinschaft in der Arbeit am Heil der Seelen ruht. Jede Gemeinde hat ihre Art und jeder Geistliche die seine; wie schwer gewöhnen beide sich an einander, wie schwer werden beide innerlich eins! Kommen nun zwei oder drei Kollegen dem einen, indem er nach dem Einswerden mit der Gemeinde strebt, dazwischen, so werden die Herzen abgelenkt. Die Fäden, die sich anzuknüpfen begannen, verwirren sich oder zerreißen. Es wirken viele auf die Gemeinde und darum keiner. Jeder fängt in jeder Predigt von vorn an, um den Anfang sofort wieder vernichtet zu sehen. Für die Gemeinde bleibt nichts übrig als einzelne Eindrücke, die bald wieder verschwinden. Das Leben der einzelnen Herzen kann nicht erstarken, die Gemeinde löst sich auf. Daß bald so, bald so auf die Gemeinde gewirkt wird, das ist der Grund, weshalb es zu Bestand und Kraft und zu einem wirklichen Fortschritt im Leben der Gemeinde nicht kommt. Die Gemeinde arbeitet sich zu einer Gesamtpersönlichkeit mit wirklich charakteristischem Gepräge, sodaß sie von allen andern wahrnehmbar sich unterscheiden könnte, nicht hindurch. Alles zerbröckelt und alles zerfällt. Das gilt, auch wenn man von der Verschiedenheit der dogmatischen Richtungen, die immer bleiben wird, ganz absieht. Diese Unterschiede stören die Einheit des Gemeindelebens, sind nur die Geistlichen wirklich christliche Charaktere, noch am wenigsten. Die Verschiedenheit der Charaktere aber, die durchaus berechtigt ist und nie beseitigt werden kann und darf, macht es noch viel mehr als eine etwa vorhandne dogmatische Differenz unmöglich, daß auch nur zwei Geistliche gleichzeitig eine Gemeinde leiten. Eine Familie wird schon durch natürliche Verhältnisse zusammengehalten. Aber auch sie löst sich innerlich auf, wird sie nicht bloß durch einen Willen gestaltet, wird z. B. der Wille des Vaters von dem seines Vaters durchkreuzt. Eine Gemeinde aber ist viel schwerer zu einen und zusammenzuhalten. Der Geistliche muß fühlen, daß er für die sittliche Verfassung seiner Gemeinde die Verantwortung trägt, wenn auch viele Gemeindemitglieder unter seiner Leitung an der sittlichen Hebung der Gemeinde mitarbeiten. Die Gemeinde muß für seine Hingebung ihm dankbar sein und diesen Dank ihm dadurch beweisen, daß sie ihm Ehre macht. Beides geht unter, hat die Gemeinde viele Häupter. Tragen viele die Verantwortung, so trägt sie keiner. Soll man vielen dankbar sein, so ist man keinem dankbar. Man meint im Gegenteil dem, zu dem man sich hält, dadurch einen Gefallen zu erweisen und ihn zum Danke zu verpflichten. Gemeinden bildet man doch nur deshalb, weil der Einzelne der Kraft der Gesamtheit bedarf, um gegen die Gefahren des Lebens sich zu behaupten. Lockert man das Band der Gemeinschaft, so geht der Zweck des Gemeindelebens verloren. Der Einzelne bleibt doch mehr oder minder auf sich angewiesen.

In unsrer Zeit ist es absolut unmöglich geworden, mehrere Geistliche an die Spitze einer Gemeinde zu stellen. Kommt es nur darauf an, die Gemeinde hierarchisch zu beherrschen, da kann der eine, der an der Spitze steht, eine Reihe von Funktionen seinen ihm untergeordneten Helfern überlassen. Sind die Gemeinden noch durch das Herkommen gebunden, eint sie äußerlich ein dogmatischer Formalismus, auch da noch mögen die Funktionen unter mehrere Geistliche beliebig verteilt werden. Aber die Zeit der Hierarchie ist wie die der Gewohnheit für unsre Gemeinden ein- für allemal vorüber. Sind sie noch zusammenzuhalten, so ist das nur noch durch das Innerlichste und Zarteste, durch die Gemeinschaft des persönlichen Glaubenslebens, zu erreichen. Die Gemeindemitglieder müssen mit dem, der ihr Leiter und doch zugleich ihr Diener ist, in der innigsten Wechselwirkung stehen. Diese Wechselwirkung ist aber sofort vernichtet, soll das Leben des einen Leibes in mehr als einem Herzen sich sammeln, um in ihn zurückzuströmen. Die vielköpfige Leitung unsrer Gemeinden ist schuld daran, daß so mancher Privatverein mehr beherrscht ist von dem Grundsatze: „Einer für alle und alle für einen“ als unsre Gemeinden. Die Spannkraft muß ja ermatten, wo nicht ein Herzschlag das ganze Leben eines Vereins beherrscht. Wie wenig aber die meisten Mitglieder einer Gemeinde unter uns noch von dem Geiste ihrer Gemeinde ergriffen und durchdrungen sind, das lernt man am besten kennen, wenn

man eine geordnete Seelsorge auch nur beginnt. Schon der Umstand, daß sogar die christliche Erkenntnis, wie die atheistische Sozialdemokratie doch auf das klarste beweist, in so hohem Maße verloren ist, zwingt uns, darüber nachzudenken, ob auch nur unsre Unterweisung der Gemeinden recht geordnet war. Ich möchte den berühmten Kanzelrednern, die je den zweiten oder dritten Sonntag ein großes Publikum um sich sammeln, einmal ihre Gemeindemitglieder vorexaminiren. Ich möchte ihnen zeigen, wie wenig selbst die bessern ihrer Hörer auch nur von den einfachsten Grundwahrheiten des Christentums, z. B. von dem Unheil, das die Wirkung der Sünde ist, von der innerlichen Aufgabe des Berufslebens, von dem ewigen Zwecke der Familie wissen. Sie würden entsetzt darüber sein, daß ihre vielleicht mit Recht bewunderten Predigten so wenig Erfolg hatten. Aber es ist das für den Kenner des Menschenlebens gar nicht befremdlich. Man nehme so einfache Sätze wie die: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? oder: Was der Mensch säet, das muß er ernten. Was gehört dazu, einen Menschen in die Denkweise hineinzugewöhnen, die diese einfachsten Sätze aussprechen! Um auch nur sie zu einer festen Ueberzeugung zu machen, dazu müssen sie von immer neuen Gesichtspunkten aus mit der unermüdlichsten Arbeit und Geduld Sonntag für Sonntag immer wieder besprochen werden. Der bedachteste einheitliche Plan seiner ganzen Arbeit ist dazu für den Prediger notwendig. Und diese ganze Arbeit wird ganz einfach unmöglich gemacht, hören die Gemeindemitglieder heute den, morgen jenen, muß jeder nur darauf denken, wenigstens einen Eindruck hervorzubringen, vielleicht gar nur, zu interessiren, damit die Hörer wiederkommen.

Die Vielköpfigkeit unsrer Gemeindeleitung ist für die Seelsorge geradezu der Untergang. Vor längerer Zeit hatte ich einmal ein Mädchen zu konfirmiren, das in der größten sittlichen Gefahr stand. Ich sagte der Mutter, was meine Pflicht war; ich erweckte aber dadurch nur ihren Zorn. Der Bruder des Mädchens wurde infolge davon einem meiner Kollegen zur Konfirmation übergeben. — Ein Mädchen war von mir konfirmirt worden. Die Trauung ward einem Kollegen übertragen. Der Vater war inzwischen gestorben, ein Stiefvater an seine Stelle getreten. Ich hatte beim Tode des Vaters nicht verhehlt, daß ich von dem Verhältnis der Mutter zu dem jetzigen Stiefvater wüßte und was ich darüber dächte. — Einem Arbeiter hatte ich wegen seiner Trunksucht eine Bitte abgeschlagen. Vor seinem Tode hatte er angeordnet, daß einer meiner Kollegen ihm die Grabrede halten solle. Natürlich werden die Geistlichen einer Gemeinde solche Dinge in kollegialer Weise besprechen. Aber so lange eine Gemeinde drei oder vier Geistliche hat, kann niemand in solchen Fällen die Wahl eines andern als des Bezirksgeistlichen hindern. Müssen aber die Beteiligten, um der seelsorgerischen Einwirkung sich zu entziehen, einen Geistlichen einer andern Gemeinde wählen, so kann die kirchliche Ordnung das unmöglich machen, ohne daß der Schein entsteht, es geschehe dies nur im Interesse des zuständigen Geistlichen.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Geistlicher, der mit andern sein Arbeitsfeld teilen muß, seiner Arbeit recht froh wird. Ich habe einst einen sehr angesehenen Prediger unter solchen Verhältnissen klagen hören: Da streue ich nun immer wieder meinen Samen aus und weiß nicht, was aus ihm wird. Er hatte klar erkannt, daß da, wo mehrere um eine Gemeinde sich bemühen, die intimste Beziehung des Geistlichen zur Gemeinde sich gar nicht herstellen, ein wirklicher und sicherer Fortschritt sich nicht erreichen läßt und kein Geistlicher sich genug thun kann. Der eine Geistliche wird bevorzugt, der andre zurückgedrängt. Der Bevorzugte ist gedrückt, bedenkt er, daß eine wetterwendische Gunst ihm ein größeres Arbeitsfeld bereitet. Der Verabsäumte sieht vielleicht ohne seine Schuld und trotz genügender Begabung sich ohne Arbeitsfeld. In unvergeßlichen Stunden habe ich in den Predigten eines Mannes von unvergleichlichem christlichem Ernst lange Zeit eine Erbauung gefunden, wie niemals wieder, eine Erbauung, die mir für mein ganzes Leben eine Quelle der Kraft und des Friedens geworden ist. Aber wir waren ein kleiner Kreis, der um den ehrwürdigen Mann sich sammelte und keins seiner Worte sich entgehen ließ. Nur eine Gemeinde, die in Liebe und Dankbarkeit mit ihrem Pastor verbunden ist, müht sich, mit ihm in das Allerheiligste einzudringen. Ein Predigtpublikum ist wie eine Herde, die auf das erste frische Grün fällt, es abweidet und dann ein andres Plätzchen sich sucht. Und wem es je vergönnt gewesen ist, im kleinern Kreise seine Arbeit zu thun, der weiß, was es bedeutet, wenn der Prediger bei seiner Predigt die Herzen kennt und mit ihnen fühlt. Er weiß, wie in der Feier des heiligen Abendmahls, um mit Luther zu reden, Liebe an Liebe entzündet wird, wenn bekannte, innig verbundne Herzen gemeinsam in Gott und ihrem Heiland ihre Ruhe finden. Nur in kleinen, innig verbundnen Gemeinden findet das innerliche evangelische Christentum seine volle Entfaltung. Nur in ihnen gewinnt es seine ganze Macht über jedes Herz. Wenn in den weiten Hallen einer großen Kirche ein Prediger sich übermäßig anstrengen muß, einem großen Publikum, Hörern, die einander fremd sind, verständlich zu werden, da muß er auf das Beste verzichten, das Gott seinem Herzen gegeben hat und das er am liebsten den Herzen darbieten möchte. Wir wissen noch gar nicht, wie unendlich überlegen der evangelische Gottesdienst dem katholischen ist, weil wir noch immer durch das katholische Vorbild uns in die Irre führen lassen, im Imposanten es ihm gleichthun möchten. Aber hier darf gar kein Vergleich angestellt werden. Jede Gestaltung des religiösen Lebens hat ihre eigne Natur und Schönheit. Wir können den künstlerischen Reiz des griechischen Kultus, wir können auch die Gewalt des katholischen nicht nachahmen. Beide sind für uns vorbei. So wenig man das Leben einer Familie mit der Schönheit einer Oper oder der (ganz berechtigten) Pracht eines fürstlichen Hofstaates vergleichen kann, so wenig ist der evangelische Gottesdienst etwa dem griechischen oder dem katholischen zu vergleichen oder anzunähern. Eine evangelische Gemeinde kann keine imposante Volksversammlung, eine evangelische Kirche kein katholischer Dom sein. Aber eben deshalb muß und kann jene reicher an persönlichem Glaubensleben, diese ergreifender sein durch Innigkeit. Wenn ich den Wettstreit, den unsre Eiferer für eine imponirende Kultuskirche mit der römischen jetzt beginnen, mit ansehe, dann denke ich immer an des frommen Ingolstetter Worte: „Hinab geht Christi Weg; im Demutsthale liegt des heilgen Geistes Gab."

Das evangelische Gemeindeprinzip fordert evangelischen Glauben und evangelische Demut. Es gehört viel Gottvertrauen dazu, von der Gewißheit nie zu lassen, daß nicht bloß der Teil der Gemeinde gerettet werden kann, der zu den vorhandnen Personalgemeinden sich sammelt. Und es gehört viel Demut dazu, die Seelsorge in der Gemeinde in Gang zu bringen, die niemand merkt; mit seinem Leben aufzugehen in dem einer kleinen Gemeinde und auf den Ruhm eines anerkannten Kanzelredners zu verzichten; die Lebensgemeinschaft mit einer treuen Gemeinde für das höchste Gut des kirchlichen Berufs zu achten und das Emporklimmen auf der hierarchischen Leiter, das dem Zusammenleben mit einer wahren Gemeinde immer mehr entfremdet, nur als Tand anzusehen. Ich kann mir nicht denken, daß unsern evangelischen Gemeinden und Predigern jener Glaube und diese Demut fehlt. Was also hindert uns, der Regel nach jedem Geistlichen seine Gemeinde zu geben? Warum beseitigen wir nicht die „geistlichen Ministerien" an der Spitze unsrer Gemeinden, auch wenn noch eine lange Zeit mehrere Gemeinden dieselbe Kirche benutzen müssen? Herr Dr. Böhmert hat über die Bedeutung der Wohltätigkeitsvereine den Meinungsaustausch begonnen. Ich bitte herzlich, daß jemand den über die Kardinalfrage beginnen möge, die ich hier noch einmal ausgesprochen habe, über die Frage, ob es den evangelischen Grundsätzen über Kirchenbildung entspricht, daß noch immer so viele große Gemeinden mit mehreren Geistlichen vorhanden sind. Die neue Besprechung der von dem Herrn Dr. Böhmert angeregten Frage wird aber, wie ich hoffe, leichter werden, nachdem ich im Vorstehenden noch einmal nach einer wesentlichen Seite das Gemeindeprinzip erläutert habe.

2. Die Liebesthätigkeit der Kirchgemeinden

Sind einmal unsre Kirchgemeinden so gestaltet, wie es soeben beschrieben ward, wer wird dann ihren bedrängten Mit-

gliedern die Hilfe zu gewähren haben, die sie weder von ihren Familien noch von ihren bürgerlichen Gemeinden empfangen können? Doch offenbar die erweiterte Familie, der sie angehören, ihre kirchliche Gemeinde. Sie hat gar keinen andern Zweck als den, soweit Menschen es vermögen, dafür einzustehen, daß jedes ihrer Mitglieder werde, wozu es bestimmt ist. Sie hat, soweit nicht andre bleibende Lebensordnungen, also die Familien und die bürgerlichen Gemeinden, dazu verpflichtet sind und es wirklich thun, alle die Hemmungen zu beseitigen, die ihre Mitglieder hindern, zu werden, was sie werden sollen. Auch zwischen äußerer und innerer Not läßt sich da nicht unterscheiden, weil beide in Wechselwirkung mit einander stehen. Niemand bezweifelt die Thatsache sittlicher Erfahrung, daß jedem Bedrängten umso besser geholfen, umso mehr gewährt wird, je mehr die äußere Hilfe mit der innern durchdrungen ist. In einer Familie hat ein Sohn Schiffbruch gelitten in seinem Geschäft. Seine Familie bietet liebevoll alles auf, ihm emporzuhelfen. Die Liebe, die er erfährt und von der er umfangen ist und bleibt, belebt seine Freudigkeit, wenn er schuldlos ist. Sie läutert seine Seele, wenn er seine Not verschuldet hat. Sie thut es auch, wenn sie aus gutem Grunde eine Zeit lang die Hilfe versagt. Auf jeden Fall steht er sich besser dabei, wenn seine Familie ihm hilft, als wenn ein Verein das thut, dem er nicht angehört. Was hier von der Hilfe gesagt ist, die eine Familie einem Bedrängten ihrer Glieder gewährt, das gilt von der Hilfe, die eine Gemeinde einem ihrer bedrängten Mitglieder erweist. Eine Gemeinde, die den Bedrängten in ihrer Mitte hat, mit ihrem Leben also ihn umfängt und zu durchdringen bemüht ist, übt auf seine ganze Haltung, seine ganze Lebensführung andauernd einen umgestaltenden Einfluß aus, den kein Verein auf ihn auszuüben vermag, eben weil er nur von außen helfend an den Bedrängten herantritt und für sein innerliches Leben keine Heimat ihm darzubieten vermag.

Ich finde nicht, daß Herr Dr. Böhmert diese Grundlage, auf der meine Beweisführung ruht, umgestoßen, daß er dargethan hätte, ein Wohlthätigkeitsverein sei imstande, einen Bedrängten ebenso wie eine Kirchgemeinde innerlich aufzurichten und ihn in eine wahre Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe aufzunehmen. Er beruft sich freilich darauf, daß da, wo zwei oder drei im Namen Jesu versammelt sind, eine Gemeinde vorhanden sei. Indes, wenn die Vereine wirklich im Namen Jesu versammelt, also wirkliche Gemeinden sind, so sind sie an sich zwecklose Doubletten unsrer Gemeinden; von einer Aufnahme der Bedrängten aber in den Verein und damit in eine Gemeinschaft christlichen Glaubens und christlicher Liebe ist wohl kaum etwas zu merken. Es wird vielmehr Herr Dr. Böhmert nicht bestreiten, daß gar nicht selten solche sich zu den humanitären Wohlthätigkeitsvereinen drängen, die dadurch mit einer gewissen Bravour ihre Opposition gegen das Christentum bethätigen wollen.

Wie es mir scheint, hat Herr Dr. Böhmert den Kern der Frage, um die es sich handelt, mit einer gewissen Kriegslist umgangen. Ich hatte gesagt:

> Die Kirchgemeinden üben ihre Liebesthätigkeit an ihren Mitgliedern, also an Vereinsgenossen; die freien Vereine üben sie an Fremden.

Darauf erwiedert Herr Dr. Böhmert:

> Ich erblicke gerade einen Vorzug und eine Weitherzigkeit der freien Vereine darin, daß sie auch die Fremden ohne Nebengedanken aus dem Schmutze emporziehen.

Ist das wohl eine Widerlegung meines Grundgedankens, daß die Gemeindehilfe eine größere Kraft sittlicher Erneurung für den Unterstützten in sich trägt, wie die Hilfe der Vereine? Daß auch Fremden, also wohl solchen, die einem Gemeindeverbande nicht angehören, geholfen werden muß, und ob dies durch Vereine oder durch Gemeinden am besten geschieht, das ist eine Frage, die ich im Verlaufe meiner Erörterungen gar nicht zu beantworten hatte. Einer ähnlichen Kriegslist bedient sich Herr Dr. Böhmert gegen meine Behauptung, daß die innerliche Hilfe die Hauptsache sei und die äußere Hilfe nur jene unterstützen müsse, daß aber die Vereine die äußere Hilfe ihrer Natur nach zu ihrer Hauptaufgabe machen, die innere dagegen als eine von

selbst eintretende Begleiterscheinung erwarten müßten. Herr Dr. Böhmert zitirt meinen Satz:

> Nicht im Namen der höchsten sittlichen Autorität, der Gemeinde Jesu, tritt man [in den Vereinen] ihnen [den Unterstützten] gegenüber, sondern nur mit der Absicht zu helfen.

Darauf erwiedert er:

> Es scheint mir geradezu Pflicht, dem Armen zuerst nur mit der Absicht zu helfen und nicht mit Bekehrungsversuchen nahezutreten, wie das ja auch bei Krankenpflegerinnen der Fall sein sollte.

Ist eine faule Familie nahe daran, von dem Hauswirt auf die Straße geworfen zu werden, so bezahle auch ich zuerst für sie die Miete. Denn ist sie erst „herausgesetzt,“ dann ist eine Familie meistens verloren. Als ein vernünftiger Mensch beginne also auch ich mit der äußern Hilfe; die Bekehrungsversuche lasse ich nachfolgen. Freilich die Absicht, einen möglichst energischen Bekehrungsversuch zu machen, habe ich von Anfang an. Denn daß die faule Familie in eine fleißige umgewandelt wird, das ist mir viel wichtiger, als daß sie in ihrer Wohnung bleibt. Wirkt aber meine Hilfe selbst als der beste Bekehrungsversuch, wirkt also die That mehr als das Wort, dann bin auch ich klug genug zu schweigen. Herr Dr. Böhmert läßt doch einigermaßen den Schein entstehen, daß mir die Bekehrung nicht bloß die Hauptsache, sondern immer auch der Anfang meiner Liebesthätigkeit wäre.

Um es möglichst anschaulich zu machen, daß eine Kirchgemeinde ihre Hilfe in einer andern Weise darbietet wie ein freier Verein, dem die Unterstützten nicht angehören, habe ich auch die Wendung gebraucht: in einer Gemeinde stehen die Helfer und die der Hilfe Bedürftigen wie Geschwister zu einander; bei der Vereinshilfe findet der in der katholischen Kirche vorhandne Unterschied zwischen Priestern und Laien statt; die Vereine sind gleichsam die Hierarchie, ihre Pfleglinge sind die Laien, also nicht ebenbürtig. Dagegen wendet Herr Dr. Böhmert ein, auch die evangelische Kirche könnte eine Hierarchie werden, wenn sie das Vereinswesen in sich auflösen und als eine übergeordnete Macht „im Namen der höchsten sittlichen Autorität“ das freiwillige Helfen in sich konzentriren (Herr Dr. Böhmert sagt „in Generalpacht nehmen“) würde. Aber Hierarchie ist bloß da vorhanden, wo ein Teil nur giebt, der andre nur empfängt. Dies Verhältnis kann in evangelischen Gemeinden niemals eintreten. In ihnen sind, wie in einer Familie, immer alle zugleich empfangend und gebend. Auch der Aermste kann bei uns von dem mitteilen, was er in seinem Herzen trägt, von seinem Glauben und seiner Liebe. Und selbst einem schlechten Gemeindemitgliede helfen wir, damit es gut und dadurch befähigt werde, nachdem es empfangen hat, uns zu geben. So erkennt die Liebesthätigkeit der Gemeinde den unvergleichlichen Wert der Persönlichkeit an, indem sie bemüht ist, an ihm Anteil zu gewinnen. Daß die Vereine zu ihren Pfleglingen in diesem Verhältnis nicht wahrhaft stehen können, das ist doch wohl nicht zu bezweifeln. Es wird also dabei bleiben, daß sie einen katholisirenden Zug an sich haben und über den Unterschied von Priestern und Laien prinzipiell nicht hinauskommen. Daß sie (wie Herr Dr. Böhmert erinnert) einander Konkurrenz machen, das ist leider wahr und weder für sie selbst noch für ihre Schützlinge gut. Jene Unvollkommenheit wird aber dadurch nicht aufgehoben. Denn eine innerlich uneinige und dadurch matte Hierarchie bleibt doch, was sie ihrem Wesen nach ist, nämlich eben Hierarchie.

Noch einmal kommt Herr Dr. Böhmert darauf zu sprechen, daß ich den Vereinen den wahren sittlichen Beruf abgesprochen und mich dadurch als undankbar erwiesen hätte. Es liegt mir alles daran, dies Mißverständnis zu beseitigen. Meinerseits glaube ich, daß ich alles gethan habe, was ich konnte, um es abzuwenden. Ich habe unumwunden und mit wahrhaft und innig dankbarem Herzen es anerkannt, daß die Vereine das Werk des barmherzigen Samariters thun, daß sie auch unsern Glaubensgenossen helfen, während wir, die eigentlich Verpflichteten, nun schon so lange Zeit unsre Pflicht versäumt und uns auf Worte beschränkt hätten, wo Thaten notwendig waren. Ich habe klar und deutlich es ausgesprochen, daß die Wohlthätigkeitsvereine ihren Beruf von der Not wirk-

lich empfangen und mit vollem Recht die wohlverdiente Beschämung uns bereitet hätten. Mehr aber kann ich nicht sagen. Ein sittlicher Beruf im vollen Sinne des Wortes (im Gegensatz zu einem unentbehrlichen und deshalb sittlich berechtigten Notbehelf) ist da vorhanden, wo eine bestimmte Arbeit aus einer bleibenden Lebensordnung entspringt, deren notwendige Funktion sie ist. Nur wo ein Beruf in diesem Sinne vorliegt, hat die Arbeit den rechten Nachdruck und Erfolg. Da bleibt sie in Verbindung mit den übrigen Funktionen der Lebensordnung, der sie zugehört. Sie behält den rechten Inhalt. Der beste Vormund kann den Vater, das beste Waisenhaus die Familie, Freischaren können die Armee, das Volk in Waffen, nicht ersetzen. Kirchgemeinden sind, wie gesagt, durch ihr Bestehen dazu verpflichtet, dafür einzustehen, daß jedes ihrer Mitglieder zu dem wird, wozu Gott es bestimmt hat. Sie sind also dazu da, soweit Menschen das vermögen, jedes ihrer Mitglieder von aller Not Leibes und der Seele zu befreien, damit es werde, was es werden kann. Ihrer Aufgabe geht die des Staates parallel. Er hat die Pflicht, das Leben seiner Bürger zu erhalten. Er schützt es durch seine Strafrechtspflege, und er bewahrt es vor dem Untergange durch seine Wohlfahrtspolizei und seine Armenpflege. Ich habe nie behauptet, nie auch nur daran gedacht, daß die Kirchgemeinden die Armenpflege der bürgerlichen Gemeinden, die zuletzt zu polizeilichem Zwange ihre Zuflucht nehmen muß, irgendwie in ihrer Sphäre beirren könnten oder sollten. Als guter Protestant werde ich mir stets die korrekteste Gesinnung gegen jede bürgerliche Ordnung wahren. Aber wie der Staat mit vollem Rechte zu stolz ist, seine Armenpflege freien, in ihrem Bestehen unsichern Vereinen zu übertragen, so müssen auch die Kirchgemeinden dessen sich schämen lernen, daß sie ihre Liebesthätigkeit nicht selbst in die Hand nehmen, sondern sie kommenden und verschwindenden Vereinen überlassen. Wer gegen eine Zeitströmung angeht, der muß sich gefallen lassen, daß man ihn beschuldigt, er habe redliche Absichten gekränkt. So ist meine Bemühung, unsre Gemeinden aufzuwecken, daß sie ihre Liebespflicht selbst in die Hand nehmen und mit den reichern innern Mitteln, die Gott ihnen gegeben hat, sie erfüllen möchten, wie mir gesagt worden ist, so gedeutet worden, als hätte ich die Liebesthätigkeit der Vereine herabsetzen wollen. Ich sollte aber doch denken, daß ein Hausvater, der einem Wohlthäter seiner Kinder gegenüber beschämt seine Schuld und Versäumnis anerkennt, jenem Wohlthäter ein größeres Lob spende als ein andrer, der die Wohlthat einfach dankbar annimmt.

Ich habe es nicht unpatriotisch genannt, der eignen Kirche bittere Wahrheiten zu sagen; ich selbst habe es daran am wenigsten fehlen lassen. Ich finde es aber unpatriotisch, wenn Männer, wie Herr Dr. Böhmert, die ein hohes Maß organisatorischer Begabung auf dem Gebiete der Liebesthätigkeit besitzen, ihre Gaben nicht in den Dienst der Vereine stellen, die doch auch ihnen für ihr inneres Leben Wohlthäter sind, nämlich der Kirchgemeinden, sondern sich von ihnen ablösen, um — ich kann es doch nicht anders bezeichnen — eine eigne Humanitätskirche sich zu begründen. Hier gilt eben auch das Wort: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. Wenn die Männer, die auf dem Gebiete der Wohlthätigkeitsübung Meister sind, ihre Einsicht und ihre Technik uns entziehen, da haben sie es dann freilich leicht, mit Herrn Dr. Böhmert uns ungeschickt und unerfahren zu nennen und von uns zu befürchten, daß wir unser Wohlthun benutzen könnten, eine ungesunde Kirchlichkeit hervorzurufen. Was würde Herr Dr. Böhmert wohl dazu sagen, wenn alle Wohlhabenden seine Vereine verlassen und dann darüber spotten wollten, daß diese keine Mittel zusammenbrächten? Warum aber sollen die Kirchgemeinden nicht imstande sein, das Mißtrauen und die volkswirtschaftlichen Irrtümer in den Massen zu überwinden? Das beste Gegengift gegen Mißtrauen und Neid ist doch die Erziehung zur Erfüllung des Gebotes: ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war. Und wozu halten wir unsre Familienabende, als um auch belehrend die Irrtümer zu überwinden, die wir in der Predigt nur um ihrer sittlichen Wirkungen willen bekämpfen können? Es ist uns ein tiefer Schmerz, wenn auch für diese Aufgabe die besten Helfer uns den Beistand in der Erfüllung einer bedeutenden Pflicht, die uns obliegt, versagen und auch da immer wieder ihre eignen Wege gehen. Wie wir die äußerliche Hilfe, die zu einem gedeihlichen Leben erforderlich ist, darzubieten verpflichtet sind, so sind wir auch verpflichtet, die Belehrung darzubieten, die für die Führung eines christlichen Lebens notwendig ist. Und wenn Herr Dr. Böhmert der Gemeinde, die ihm das Licht des Evangeliums dargeboten hat, die volkswirtschaftliche Erkenntnis, die zur Verhütung sittlicher Verirrungen notwendig ist, darzubieten sich bemühen wird, so wird er bei ihr — das weiß ich ganz gewiß — innigeren Dank finden, als bei einem unbestimmten Zuhörerkreise.

Ich hatte gesagt, daß die Sekten, die Katholiken und die Juden ihre Liebesthätigkeit sich nicht würden nehmen lassen, daß also die Wohlthätigkeitsvereine zumeist nur Mitglieder unsrer Landeskirchen veranlaßten, eine Pflicht, die sie in ihren Gemeinden zu erfüllen hätten, außer denselben, in einer Art Nebenkirche, zu erfüllen. Herr Dr. Böhmert beruft dem gegenüber sich darauf, daß in seinen Vereinen Reformirte, Katholiken und Juden neben den Lutheranern mitarbeiteten. Wie viele mögen das wohl sein, da bekanntlich etwa 97 Prozent aller Einwohner unsers Königreichs Lutheraner sind? Ich will mich hier kurz fassen und nur ein Wort über die Mitarbeit der Katholiken sagen, die uns gegenüber von besondrer Wichtigkeit ist. Von ihnen hebt Herr Dr. Böhmert rühmend hervor, daß sie viel duldsamer als ich gegen die freien Vereine wären. Ich kann niemandem ins Herz sehen und glaube gern, daß einzelne Katholiken, selbst Geistliche und Bischöfe, aus reiner Menschenfreundlichkeit im einzelnen Falle in freien Vereinen mitarbeiten. Aber ich habe ein halbes Menschenalter unter Katholiken gelebt, und bis auf weiteres glaube ich, daß ich die katholische Kirche besser kenne als Herr Dr. Böhmert. Auf Grund meiner Kenntnis nun behaupte ich, daß die katholische Kirche alles, was sie für und mit Nichtkatholiken thut, von Ausnahmen abgesehen, für Zwecke ihrer Propaganda thut. Das wird manchem wie eine Beleidigung klingen; ich rechne das aber, dafern nicht List und Druck angewendet werden, der katholischen Kirche einfach zur Ehre an. Jeder Mensch und jeder Verein, der von der Wahrheit seiner Ueberzeugungen durchdrungen ist, soll und muß für sie Propaganda machen. Das verträgt sich mit der größten Duldsamkeit. Denn überzeugen und gewinnen kann ich einen andern nur dann, wenn ich seine Ueberzeugungen nicht herabwürdige, sondern ehre. Auch ich bin bemüht, Propaganda zu machen für die evangelische Kirche. Und ich hoffe, daß die Bildung wahrer Gemeinden, die freilich zunächst nur die Rettung ihrer eignen Mitglieder zu ihrem Zwecke haben kann und darf, dereinst die wirksamste Propaganda für unsre Kirche sein wird. Das aber halte ich für einen Irrtum, daß man die konfessionellen Gegensätze dadurch glaubt überwinden zu können, daß man in Wohlthätigkeitsvereinen sie neutralisirt. Die Aufklärung hat in dieser Neutralisirung der Gegensätze das Möglichste geleistet. Doch die Gegensätze sind dann nur doppelt scharf wieder aufgebrochen. Nichts aber wird die Kirchen einander näher bringen, als wenn sie einen Wettstreit in christlicher Liebesthätigkeit beginnen. Sie müssen von einander lernen, und sie thun das. Im protestantischen Lande sind die katholischen Gemeinden viel protestantischer als im katholischen. Und unter Katholiken lernen unsre protestantischen Glaubensgenossen von diesen am allerbesten, daß man der Kirche geben muß, was der Kirche ist. Wenn aber die Katholiken sehr duldsam gegen Wohlthätigkeitsvereine sind, so beruht das zumeist darauf, daß sie sehr starke und mächtige der Wohlthätigkeit gewidmete kirchliche Anstalten und Vereine bereits besitzen und auf diesem Gebiete der Mitarbeit und des Patriotismus ihrer Gemeindemitglieder ganz anders sicher sind als wir.

Bereits am Anfange seiner zweiten Abhandlung wendet Herr Dr. Böhmert gegen meine Bemühungen, die Liebesthätigkeit in die kirchlichen Gemeinden wieder aufzunehmen, dies ein, daß diese einer solchen Aufgabe gar nicht gewachsen wären. Es ist wieder eine gewisse Kriegslist, wenn er sagt, viele Einrichtungen wären nicht für 5000, sondern nur für 100000 und

200000 Seelen zu schaffen. Ich habe aber nie daran gedacht, von der einzelnen Gemeinde zu fordern oder zu erwarten, was nur die Gesamtheit aller Gemeinden einer Stadt zu leisten vermag. Warum diese aber nicht für neue gemeinsame Aufgaben die Zentralstelle, die sie jetzt schon für andre Zwecke haben, mit den nötigen Arbeitskräften versehen könnten, das wüßte ich nicht. Aber allerdings wünsche ich ganz bestimmt, daß nur erst die Einzelgemeinde sich ermannen soll, zu leisten, was sie leisten kann. Und ausdrücklich habe ich gesagt, ich wüßte nur zu gut, daß wir in Betreff der Wohlthätigkeitsanstalten noch sehr lange auf fremde Hilfe würden angewiesen sein. Aber wie nötig schon jetzt eine Sichtung und Vereinfachung des Vereinswesens ist, das hat gerade der erste Teil der zweiten Abhandlung des Herrn Dr. Böhmert wieder auf das Klarste gezeigt. Was zählt er alles, ohne doch vollständig sein zu wollen, als Aufgaben der freien Vereine auf: Arbeitsstätten, Arbeitsvermittlungen mit Fernsprecher, Mietzinssparkassen, Unterstützungsstellen für wandernde Handwerksburschen, allgemeine Auskunftsstätten über einheimische professionelle Bettler, Erziehungsanstalten für Handfertigkeitsunterricht, Kinderkrankenhäuser, Anstalten für Epileptische, Trinkerasyle, Mäßigkeitsvereine und Vereine gegen Unsittlichkeit. Ein jeder sieht auf den ersten Blick, daß manche dieser Aufgaben durch Vereine nur angeregt werden konnten und ihrer Natur nach früher oder später auf bleibende Organe übergehen müssen, namentlich auf den Staat oder die bürgerlichen Gemeinden. Andre, z. B. die Sorge für den Handfertigkeitsunterricht, kommen hier, wo es um die christliche Liebesthätigkeit im Sinne der Unterstützung von Bedrängten sich handelt, gar nicht in Betracht. Da die Grenzlinien fließende sind, so verzichte ich, um entbehrliche Erörterungen abzuschneiden, darauf, von den genannten Aufgaben anzugeben, ob sie wirklich Vereinen von ebenso neutraler Art wie die Turn- und Gesangvereine zu belassen oder dereinst einer der beiden großen unentbehrlichen Organisationen, Staat und Kirche, zuzuweisen sind. Bei einigen ist das leicht anzugeben. Krankenhäuser aller Art hat bald die Kirche, bald der Staat oder die bürgerliche Gemeinde errichtet. Das Bettlerunwesen zu bekämpfen, scheint mir viel eher eine Aufgabe der Polizei und der Arbeitsanstalten als freier Vereine zu sein. Der Kampf gegen die Unmäßigkeit und Unsittlichkeit ist einfach Sache der Kirche. Und wenn sie gegen die genannten Sünden nicht mehr leistet, was geleistet werden kann, so ist ihr Wert überhaupt dahin. Solche Vereine, die sich auf die Bildung des Charakters beziehen, sind daher auch immer bald erloschen. Ich habe z. B. einem Mäßigkeitsvereine angehört, der in wahrhaft genialer Weise von einem katholischen Geistlichen (Seling) geleitet ward. Aber mit dem Tode des Mannes, der seine Seele gewesen war, starb er dahin. In unsrer Gemeindeliebesthätigkeit haben wir zuerst dafür zu sorgen, daß alle Unterstützungen an barem Gelde, an Lebensmitteln und an Kleidung an Mitglieder unsrer Gemeinden nur durch die Organe unsrer Gemeinden selbst verabreicht werden. Wir haben für tüchtige Vormünder und Lehrmeister zu sorgen. Wir haben eine kirchliche Krankenpflege einzurichten. Haben wir hier erst festen Fuß gefaßt, so müssen wir Schritt für Schritt weiter gehen, auch Aufgaben aufnehmen, für die mehrere Gemeinden zusammenzuwirken haben. Inzwischen wird auch das Vereinswesen, das jetzt offenbar in den Zwecken und den Mitteln, mild gesagt, zu üppig emporgewachsen ist, die höchst wünschenswerte Reduktion erfahren haben. Wir werden dann durch unser Wirken die Herzen gewonnen und überzeugt haben, daß für die freiwillige Liebesthätigkeit doch die Organe, aus der sie hervorgegangen ist, die geeignetsten sind, nämlich die Gemeinden der Liebe, die, wie Michelangelo sagt, am Kreuz die Arme uns entgegenbreitet.

Ich schließe diese Erörterungen mit innigstem Danke gegen den Mann, der sie veranlaßt hat. Die Liebe, mit der er sein Leben im Dienste seiner Brüder verzehrt, ist ein Feuer, das auf unsern Altären entzündet ward. Wer sein Wirken kennt, wird sich in Dank und Liebe gegen ihn nicht genug thun. Aber er wird auch — Herr Dr. Böhmert möge mir diese offene Aussprache verzeihen — dabei sich daran erinnern, wie unser Herr einst mit inniger Liebe auf den reichen Jüngling sah und zu ihm sagte: Verkaufe, was du hast, und komm und folge mir nach. Könnte Herr Dr. Böhmert sich entschließen, seine große Arbeit in unsre Gemeinden zu verlegen, er würde über Undank in unsrer Mitte gewiß nicht zu klagen haben und doch mit größrer Freude seine Arbeit thun. Denn es bleibt nun einmal wahr: jede Bewegung, die von dem rechten Mittelpunkt ausgeht, ist ruhevoll; jede andre kann volle Ruhe und Sicherheit nicht finden.

E. Sulze

Vereine oder Gemeinden?

Schlußwort der Redaktion

Herr Geheimrat Böhmert hat der Redaktion den Wunsch ausgesprochen, daß sich eine dritte Stimme zu der zwischen ihm und Herrn Pfarrer Sulze verhandelten Sache äußern möge. Es könnte den Herausgeber sehr locken, als diese dritte Stimme sich vernehmen zu lassen, zumal ja leider ein Zeitungsleiter über alle Dinge eine Meinung haben muß, auch wo andre noch das Vorrecht genießen, zu schweigen und sich ihre Entscheidung vorzubehalten. Nun wird es aber in diesem Falle genügen, zu erklären, daß eine Entscheidung der vorliegenden Streitfrage, auch nur für einen beschränkten Kreis, etwa den Freundeskreis dieses Blattes, überhaupt zur Zeit noch nicht möglich ist.

Die Auseinandersetzungen zwischen den Herren Böhmert und Sulze gemahnen mich in einem gewissen Betracht an den Krieg, der zwischen einer Landmacht und einer Seemacht geführt wird. Er ist vielleicht der allergerechteste und notwendigste, aber die Kriegführung ist schwierig. Herr Dr. Böhmert kämpft für das gute Recht der Vereine, welche bestehen, wirken, zum Teil von ihm selbst ins Leben gerufen und in lebendiger Thätigkeit erhalten sind. Herr D. Sulze kämpft für Anerkennung des Ideals einer Kirchgemeinde, das er trotz allen praktischen Anfängen in seinem Berufskreise auf eigne Faust, ohne Einverständnis der Amtsgenossen, ohne Mitwirkung der gesamten organisirten Kirchengemeinschaft bisher noch gar nicht durchführen konnte, von dem er jedoch überzeugt ist, daß es um Gottes willen durch Gottes Kinder auf Erden, zunächst durch uns evangelische Christen dank der besondern Gnade, die uns gegeben ist, ins Leben umgesetzt werden muß. Herr Dr. Böhmert verteidigt seine Vereine und fragt: Sollten wir denn nicht helfen, wo Hilfe not thut und niemand half? Sollen wir jetzt euerm neuen Ideal zuliebe plötzlich die Arbeit einstellen und nicht mehr helfen? Herr D. Sulze fordert: Wir Christen müssen uns endlich aufraffen und in unsern Gemeinden die Arbeit helfender, rettender Liebe thun, die unser Herr und Meister uns aufgetragen hat; zu lange haben wir versäumt und einzelnen Freiwilligen überlassen, was unsre, der Gemeinden Schuldigkeit war; zu lange ist ungethan geblieben, was niemand für uns thun konnte; und es ist eine Existenzfrage für uns, daß wir es thun. Offenbar muß es zwischen den beiden Standpunkten nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis einmal zum Konflikt kommen. Wenn die Sulzeschen Gemeinden da sind und die Sulzeschen Forderungen sich zu eigen machen, ist der Augenblick gekommen, wo sie an die Vereine, mögen sie humaner Wohlthätigkeit, mögen sie der innern Mission ihr Dasein verdanken, herantreten und sprechen: Habt Dank, daß ihr uns beschämtet und thatet, was unsre Pflicht war; aber jetzt verdient euch unsern größern Dank und laßt uns unsre Pflicht selbst thun.

Noch hat die Stunde dieser Auseinandersetzung nicht geschlagen. Noch ist die lebendige Kirchgemeinde, die Seelsorgegemeinde, alle ersten Ansätze in Ehren, nicht Thatsache, sondern erst Ideal, Prinzip. Und zwar ein auf kirchlichem Boden erwachsenes. Nur wer kirchlich empfindet, wird seinen ganzen Wert begreifen können. Und da erkläre ich frei, daß die Christliche Welt alles thun wird, was in ihren Kräften steht, das Ideal in den Herzen lebendig und deutlich zu machen, und zwar als ein Ideal, das verwirklicht werden muß und kann. Wie, das bleibt der Gegenstand mannigfachster Erörterung. Ich habe mehr noch als in den öffentlichen Verhandlungen darüber im persönlichen Austausch mit solchen, die dem Gedanken skeptisch gegenüberstanden, seine unvergleichliche Fruchtbarkeit und zwingende

Macht je länger je mehr zu meiner eignen Ueberraschung erprobt. Man meine nur nicht, daß sein Inhalt in der Forderung kleiner übersichtlicher Gemeinden erschöpft sei. Das ist nur die Form, der erste äußerliche Schritt, freilich unter Umständen Aufgabe genug. Aber auch wo die kleinen übersichtlichen Gemeinden seit Jahrhunderten vorhanden sind, bringt der religiöse Gemeindegedanke eine Fülle von Arbeit und stellt dafür eine Fülle von Segen in Aussicht. Eben um seines innern Reichtums willen ist er längst noch nicht ausgedacht. Sulze hat durch Wort und That zu seiner Erschließung und Empfehlung mehr gethan als irgend einer; aber wie viele neue Perspektiven eröffnen sich jedem, der ihn auf die gerade ihm vorliegenden Verhältnisse anwendet. Seine siegreiche Kraft aber ruht schließlich darin, daß er im ursprünglichen Christentum wurzelt und daß wiederum die Reformation ihn, wie so vieles, was die Reformationskirchen der Welt noch schuldig geblieben sind, geahnt und gefordert hat.

Aus diesem Grunde kann unser Stand, wenn man uns die Frage so stellt: Vereine oder Gemeinden? nur bei den Gemeinden sein. Aber darüber verkennen wir nicht die Segensgeschichte, die die freien Vereine hinter sich haben. Nur, wenn wir ihr hier nachgehen wollten, müßten wir auch ein Wort von der Vereins*misere* reden, die gleichfalls vorhanden ist. Wir unterlassen heute beides und sagen nur dies. Niemand denkt daran, die vorhandnen Vereine schleunigst totzumachen. Wo Anfänge einer neuen Gemeindeordnung ins Leben treten, wird die gute Sache hüben und drüben ein erträgliches Uebergangsverhältnis zu den Vereinen finden lassen. Und selbst in vollkommen organisirten Gemeinden dürften *neue* Bestrebungen, denen die Gesamtheit der Gemeindeglieder, oder etwa der Geistliche, fremd und mißtrauisch gegenübersteht, zuerst durch freie Vereinigungen Weniger ihren Weg ins öffentliche Leben finden. Ja vielleicht entwickelt sich gerade in lebendigen Gemeinden eine Art Vereins- oder meinetwegen Gruppenwesen (ich denke z. B. an die Chöre in den Herrnhuter Gemeinden), nur freilich als organische Ausgestaltung der Gemeinde selbst. Und die Forderung wird man ja an die jetzt bestehenden freien Vereine, sofern sie christlichen Geistes sind, stellen müssen, daß sie der sich auf sich selbst besinnenden Gemeinde nicht mit bittern Konkurrenzgedanken in den Weg treten, sondern ihr dienen und, falls ihr Zweck so besser erfüllt wird, mit Freuden in ihr untergehn. Vereine aber, die christlichen Charakter überhaupt nicht haben, werden von der erhofften Erstarkung des christlichen Gemeindebewußtseins zunächst gar nicht berührt.

Dies unser vorläufiges Schlußwort. Denn diese und damit zusammenhängende Fragen werden uns noch viel beschäftigen.

R

Verschiedenes

(Wißmann und die evangelische Mission) Die ernstliche Erkrankung Wißmanns, sowie der Umstand, daß unsre Korrespondenz mit ihm noch nicht abgeschlossen ist, legt uns gegenüber seinen bisherigen Aeußerungen über die evangelische Mission Zurückhaltung auf. Wir lassen es uns um so mehr angelegen sein, anderweite Veröffentlichungen, die zur Sache von Belang sind, zu sammeln und so ein abschließendes Urteil über den Zwischenfall vorzubereiten.

Die Nationalzeitung hat von dem Mitgliede der deutschen Emin-Pascha-Expedition, Oskar Borchert, folgende Zuschrift gebracht:

„Es haben in letzter Zeit verschiedentliche Erörterungen über den Betrieb und die Tendenzen der in Afrika wirkenden Missionen stattgefunden, Erörterungen aus sachkundigem Munde, deren Wert sich schon jetzt darin äußert, daß man in den leitenden deutsch-evangelischen Missionskreisen einzusehen beginnt, in dem evangelischen Missionswesen haben mehr oder weniger größere Umgestaltungen stattzufinden. Der in dieser Angelegenheit von Herrn Major v. Wißmann vertretene Standpunkt ist auch der meinige. Ich hatte Gelegenheit, mich an Ort und Stelle von der Thätigkeit und dem Wirken der verschiedenen Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika zu überzeugen und gelangte bald zu der Erkenntnis, daß von den in dem soeben genannten Gebiet, welches uns Deutschen naturgemäß am meisten interessirt, vertretenen Missionen die römischen bei der eingeborenen Bevölkerung das größte Ansehen, die größte Achtung und den meisten Einfluß hatten und hiermit die unbedingt nötige Grundlage für eine erfolgreiche Missionsthätigkeit, die größten Chancen für die Zukunft besaßen. Bei genauerer Beobachtung der bestehenden Verhältnisse sah ich sehr bald, daß das Gedeihen der römischen Missionen nicht durch die längere Dauer ihrer Thätigkeit, sondern durch die Art und

Weise der Arbeit erzielt worden war. Mir liegt es fern, der römischen Mission hier ein Loblied singen zu wollen, ich möchte nur, daß man aus dem Erwähnten eine Nutzanwendung entnehme. Will man fortschreiten, so muß man lernen, unter Umständen auch von einem Gegner. Die hier eben kurz angedeuteten Verhältnisse beziehen sich auf Sansibar und das uns gehörende Festland. Es bot sich mir auch später Gelegenheit, die evangelischen Missionen bei Mombassa kennen zu lernen*), wodurch sich meine im Vorstehenden ausgesprochene Ansicht nur noch mehr befestigte.

„Erfreulichere Verhältnisse für die deutsch-evangelische Mission fand ich dann später auf meiner Reise nach Kenia. Es bot sich mir Gelegenheit, auch die Thätigkeit der deutsch-evangelischen Neukirchner Mission am unteren Tana in Ngao (Wapokomoland) eingehender kennen zu lernen, es ist mir eine Genugthuung und Freude, hier aussprechen zu können, daß die Neukirchner Mission im Verhältnis zu ihren Mitteln und unter Berücksichtigung des äußerst schwierigen Thätigkeitsfeldes sehr Anerkennenswertes in der Missionirung sowohl, als auch vom rein kolonialen Standpunkt aus Tüchtiges dort geleistet hat. Die Missionare besaßen hier bei der Bevölkerung eine unbedingt autoritative Stellung — das Fundament, um Menschen zu bilden und zu erziehen —, überall war Vertrauen, Ordnung, Gehorsam und somit das Feld für die Aussaat unsrer christlichen Lehre gut vorbereitet. Erziehung der Jugend durch Arbeit und Erlernung nützlicher Handwerke schien mir dort die Hauptdevise zu sein. Das praktische Leben, der gewiß zuverlässigste Maßstab, zeigte mir überall die Erfolge dieser Bestrebungen. Unter allen Umständen scheint mir die evangelische Neukirchner Mission in ihrem Wesen und ihren Tendenzen viel Nachahmenswertes zu haben. Dieses nun zu prüfen und eventuell zu verwerten, wird Sache der leitenden evangelischen Missionskreise sein."

In der Magdeburgischen Zeitung hat sich Dr. Schroeder-Poggelow in Berlin, der selbst dem Vorstande der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft daselbst angehört, vernehmen lassen, wie folgt:

„Durch die Erwerbung unsrer ostafrikanischen Kolonie wurde die evangelische Missionsarbeit in Deutschland vor eine neue große Aufgabe gestellt, weil es darauf ankam, zum erstenmale die Forderungen einer nationalen Propaganda mit den bisherigen Traditionen der deutschen evangelischen Missionirung, wenn möglich, ins Einvernehmen zu setzen und in richtiger Verschmelzung dieser beiden Richtungen ein gedeihliches Vorwärtsarbeiten in Ostafrika anzubahnen. Die in Berlin für die evangelische Missionirung in Ostafrika gebildete Missionsgesellschaft ist sich der aus dieser neuen Aufgabe erwachsenden Schwierigkeiten voll bewußt, und die innere Entwicklung dieser Gesellschaft liefert den vollgiltigen Beweis, welche Wandlungen in Bezug auf die vorliegenden Aufgaben in ihr selber vorgegangen sind. Durch die klaren, zielbewußten und maßgebenden Darlegungen des Majors von Wißmann ist diese so überaus wichtige Angelegenheit nunmehr einen bedeutenden Schritt weiter gefördert worden. Die Wißmannschen Abfertigungen des Missionsstandpunktes des Herrn Warneck, der sogar mit den Rebellen Buschiri zu fraternisiren für gut befand, haben jedenfalls allen Vaterlandsfreunden wohlgethan und uns alle auf den maßgebenden deutschen Standpunkt in dankenswerter Weise zurückgeführt. Nichts aber that mehr not, als die Meinungsäußerung eines so hervorragenden Afrikaners, wie Wißmann dies ist. Wenn die Eile, mit welcher das Präliminarabkommen mit England über Afrika abgeschlossen wurde, die Möglichkeit abschnitt, sich der anerkannten Sachkenntnis des Herrn von Wißmann zu bedienen, so wird die Ostafrikanische Missionsgesellschaft gewiß Veranlassung nehmen, die ihr durch so sachkundige Hand gewiesenen Wege auf ihre Gangbarkeit zu prüfen. Jeder Freund der auswärtigen evangelischen Missionsarbeit in Deutschland, England und in Amerika weiß, daß die Reform der praktischen Missionsthätigkeit draußen eine brennende Frage ist. Der unvergeßliche Christlieb hat in seiner liebenswürdig-sanften Weise in Deutschland hierfür in erfolgreichster Weise das Verständnis angeregt, und ich selber habe im Deutschen Wochenblatt versucht, hierauf des Nähern hinzuweisen. Wir alle aber blieben in einer akademischen Erörterung stecken, bis Wißmann als Praktiker den erlösenden Grundsatz aufstellte: „Erst arbeite, dann bete!" Niemand wird sich der Wahrheit dieses Grundsatzes verschließen können. Wenn der Neger, ausgerüstet mit einem sehr findigen Nachahmungstriebe, erfolgreich zur Arbeit, Ordnung und zur Disziplin angehalten ist, erst dann kann die christliche Lehre bei ihm auf einen fruchtbaren Boden fallen. Das christliche Liebeswerk der Diakonie, dem sich der Frauenverein und auch die Ostafrikanische Missionsgesellschaft in unsrer ostafrikanischen Kolonie mit so vieler Bereitwilligkeit hingiebt, kann erst die eigentliche Grundlage schaffen für die Aufnahme unsrer Lehre. Wer aber mit dem Katechismus und der Lehre von der Dreieinigkeit anfangen will, wird nur eine unfruchtbare Saat ausstreuen. Die Eifersucht, daß die römische Missionirung auf diesem Wege vorgeht, kann uns doch unmöglich abhalten, das Bessere zu wählen. Geradezu nachteilig auf die Neger wirkt aber die englische Art der Bekehrung; dies geben die englischen Reisenden selbst zu. Wir können nur hoffen, daß die dankenswerte Anregung Wißmanns uns diese für die Entwicklung unsrer Kolonie so wichtige Frage erneut vor die Augen rückt, und wir zweifeln nicht, daß wir bei ernster Arbeit und Hingebung uns den Wißmannschen Standpunkt aneignen werden."

---

*) Sind die Niederlassungen der englischen Kirchenmission (Church Miss. Soc. bei Mombas) gemeint? Oder die der bayrischen evangelisch-lutherischen Mission in Dschimba wenige Meilen von Mombas? Ueber die drei Missionen, die das evangelische Deutschland nach Ostafrika ausgesendet hat, die Berliner, bayrische und Neukirchner, vergl. unsern Artikel in Nr. 6 des vorigen Jahrgangs. D H

Von Abfertigungen des D. Warneck durch Wißmann ist uns nichts bekannt. Wißmanns von uns in voriger Nummer abgedruckter Brief an die Post enthält nur die Beschuldigung großer Unkenntnis gegen Warneck, auf deren nähere Begründung wir warten. Die Wendung vom Fraternisiren mit Buschiri hätte sich Dr. Schroeder ersparen sollen; sie ist bei dem warmen Interesse, das er mit D. Warneck für unsre Missionsarbeit teilt, dem ernsten und vielbewährten Mitarbeiter gegenüber nicht würdig. Wenn irgend einer, so kämpft Warneck für eine gesunde Missionsmethode; aber freilich will er, daß Mission Mission bleibt.*) Dr. Schroeder beruft sich übrigens auf seinen Aufsatz in Nr. 14 des Deutschen Wochenblattes, in dem er namens der Berliner Missionsgesellschaft u. a. schrieb:

„Auch die Vereinigung der Krankenhauspflege mit der Missionsthätigkeit, wie eine solche von unsrer evangelischen Missionsgesellschaft gehandhabt wird, möge für die praktische Bethätigung keinerlei Trennung herbeiführen. Niemand wird leugnen, daß durch die gesamte evangelische Missionsthätigkeit neuerdings eine Strömung geht, draußen mehr praktisches Christentum zu betreiben. Wie hier zu Hause bei uns verliert das Theoretische, das Doktrinäre seine frühere Wertschätzung auch draußen bei der wirklichen Missionsarbeit. Man fängt an zu begreifen, daß ein Heide durch eine fortgesetzte praktische Liebesthätigkeit, wie sie z. B. ein Krankenhaus zu bieten vermag, vielleicht eher zur christlichen Lehre auch innerlich gewonnen wird, als durch einen akademischen Unterricht. Dieser braucht darunter keineswegs zu leiden, sondern beides soll sich gegenseitig ergänzen. Man halte daher nicht mit dogmatischer Starrheit an der früheren Art der Missionirung fest, da wir glauben, daß die bessere Erkenntnis der neuern Zeit diese überwinden wird. Die evangelische Missionsgesellschaft ist sich der Tragweite der von ihr übernommenen doppelten Aufgabe sehr wohl bewußt, aber gerade die bisherige Erfahrung bestärkt uns in der Ueberzeugung, daß der gewählte Weg der richtige ist. Wir sehen voraus, daß die Frage, ob die reine Missionirung mit der Diakonie verbunden werden soll, bei der Gründlichkeit, welche unser Volk ziert, eine lebhafte und tiefgreifende Kontroverse hervorrufen wird; aber wir wünschen von Herzen, daß dieser Streit sich in den Grenzen einer akademischen Erörterung halte und daß jedenfalls das Fortschreiten der praktischen Missionsarbeit hier wie draußen durch ihn keinerlei Hemmung erfahren möge.“ Das wünschen wir auch.

Sehr erfreulich war uns in demselben Artikel Schroeders sein Eintreten für den Stöckerschen Antrag, das deutsch-ostafrikanische Missionsgebiet konfessionell zu teilen. Er sagte da:

„Der Streit, ob der Neger katholisch oder evangelisch werden soll, möge uns nicht trennen. Afrika ist sehr weit, und die Arbeit eine sehr große; eine richtige Abgrenzung der beiderseitigen Missionsgebiete wird sich leicht erreichen lassen und erscheint uns jedenfalls nötig. Es ist zu beklagen, daß eine solche nicht bereits vorgenommen ist; wir vertrauen aber, daß dies nunmehr, wo wieder ein neuer Lebenszug in unsre koloniale Entwicklung kommt, baldigst nachgeholt wird.“

Es wäre sehr fördernd, wenn auch der Herr Reichskommissar diese Forderung billigen und unterstützen wollte. Dafür scheint wenig Aussicht, wenn das richtig ist, was Pfarrer Ittameier von Reichenschwand, der Leiter der bayrischen evangelisch-lutherischen Mission in Afrika, in einer durch die Deutsche Reichspost veröffentlichten Erklärung mitgeteilt hat. Wir geben der Vollständigkeit wegen das Schreiben ganz:

„Soeben lese ich in Ihrem Blatte die Auslassungen des Majors von Wißmann über die deutschen evangelischen Missionare in Ostafrika. Um jedes Mißverständnis abzuwehren, erlauben Sie mir, soweit es die bayrischen evangelisch-lutherischen Missionare in Ostafrika betrifft, zu bemerken, daß der Herr Reichskommissar weder kompetent, noch in der Lage ist, über sie ein Urteil abzugeben, da dieselben gar nicht in deutscher Interessensphäre arbeiten und daher niemals mit ihm, so wenig als er mit ihnen, in Berührung zu kommen Veranlassung hatten. Er hat dieselben wohl auch nicht im Auge gehabt, obwohl in diesem Falle seine Aeußerungen wenigstens in der von Ihnen wiedergegebenen Gestalt, wo nicht von Deutschostafrika, sondern von deutschen evangelischen Missionaren in Ostafrika überhaupt die Rede ist, auch für sie beleidigend und kränkend sind. Der Herr Reichskommissar hat auch kein Urteil über die zweite deutsche evangelische Mission in Ostafrika, die Neukirchner Mission im Wituland, da er auch mit diesem Gebiete nichts zu thun hatte. Seine Aeußerungen können sich daher nur auf die von Berlin ausgesandten evangelischen Missionare in Deutsch-Ostafrika beziehen, die dritte deutsche evangelische Mission, welche in Ostafrika wirkt. Diese wird für sich selbst zu reden wissen. Welche Rücksicht übrigens der Herr Reichskommissar selbst auf diese Mission genommen hat, geht daraus hervor, daß auf seine Aufforderung hin die katholischen Missionare sich in Dar-es-Salaam unmittelbar neben der deutschen evangelischen Mission niedergelassen haben, obwohl das deutsche auswärtige Amt selbst eine solche Niederlassung als der mit der katholischen Mission getroffenen Vereinbarung widersprechend in einem amtlichen Erlasse bezeichnete. Welcher Art mögen da wohl die Wünsche der deutschen Verwaltung gewesen sein, auf welche die deutschen evangelischen Missionare angeblich zu wenig »Rücksicht« genommen haben? Welchen Wert übrigens die deutsche Regierung selbst auf die deutschen evangelischen Missionen in Ostafrika legt, geht daraus hervor, daß mit der im Jahre 1886 getroffenen Vereinbarung zunächst die erste der genannten Missionen, im Wakambalande, an England ausgeliefert wurde, durch den jüngsten Vertrag nun auch die zweite, im Witulande, und daß die dritte und letzte, die sich nun noch auf deutschem Gebiete befindet, in der oben angeführten Weise von dem Reichskommissar behandelt worden ist.“ R

*) In acht Tagen wird ein offener Brief Warnecks an Wißmann die Presse verlassen.

(Das zehnte deutsche Bundesschießen), das diesmal in Berlin abgehalten wurde, ist vorüber. Mit rauschendem Gepränge hat es begonnen, ohne Sang und Klang ist es zu Ende gegangen. Aus den verschiedensten Berliner Zeitungen gewinnt man den Eindruck, daß die Feststimmung immer mehr gesunken, der einzige Rest Unbehagen und ein kräftiges Defizit ist. Indessen dünkt es uns nicht das Schlimmste, daß das ungünstige Wetter und die großstädtischen Verhältnisse mancherlei Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt und die von allen Richtungen der Welt hergeströmten Schützen größtenteils, was sie suchten, nicht gefunden haben. Ernster scheint uns der Umstand, daß auf der Vogelwiese nicht nur der Unsinn, sondern auch die Unzucht und die Gemeinheit geherrscht haben. Es ist gewiß an sich gar nichts gegen Volksfeste einzuwenden, ja es ist im Gegenteil zu bedauern, daß je tiefer die Kluft zwischen Hoch und Niedrig reißt, desto mehr auch die gemeinsamen Sammelpunkte der Geselligkeit und Erholung verschwinden. Wie in der Arbeit, so ist auch in der Freude unser Volk streng geschieden. Roh erscheint dem Gebildeten das Vergnügen der Armen, steif und drückend diesem die Gesellschaft der Reichen. Wenn man nun aber diese schmerzlich fühlbare Kluft dadurch auszugleichen sucht, daß man als das allen gemeinsam Vergnügliche die Plattheit und die Gemeinheit verwertet, so ist dagegen entschiedner Einspruch zu erheben. Es ist das wieder einmal ein trauriger Beweis, wie wenig Verständnis für den Ernst der Zeit doch gerade in gewissen „leitenden Kreisen“ zu finden ist; denn diese tragen die Verantwortung für den Blödsinn und das noch Schlimmere, das auf der Vogelwiese den Besuchern geboten wurde. Und nun soll dies Treiben noch auf eine Woche verlängert werden! In Verbindung mit dem Bundesschießen hatte die Vogelwiese noch einen gewissen Sinn — obgleich ja diese Schützenfeste eigentlich überhaupt keinen Sinn haben; ohne diese Verbindung aber und gar etwa alljährlich wiederholt würde die Vogelwiese einfach ein unsittliches Unternehmen sein. Den Sozialdemokraten Berlins aber, die in zahlreichen Versammlungen beschlossen haben — gleichviel aus welchen Gründen —, dem Festplatze fernzubleiben, muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß dieser Beschluß mehr Ernst verrät, als die Veranstalter und Leiter des Festes bewiesen haben. E F

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Die Expedition
kauft zurück:
gut erhaltne Exemplare der ersten beiden Vierteljahre des dritten Jahrganges (1889).

Stud. theol.,
welcher Michaelis das erste theol. Examen macht, **sucht** Stelle als Hauslehrer od. Prädikant. Offerten erbeten unter **W. H.** an die Expedition dieses Blattes.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Soeben erscheint und ist durch alle Buchhandlungen, sowie von unserem Verlage zu beziehen der

Bericht über die Verhandlungen des

Ersten Evangelisch-sozialen Kongresses,

abgehalten in Berlin vom 27. bis 29. Mai 1890.

(Nach den stenographischen Protokollen.)

Preis 2 Mark, beim Bezug vom Verlage einschließlich des Portos der Zusendung Mark 2,10.

Das hohe Interesse, welches der Kongreß in ganz Deutschland erregt hat, erspart uns jede Empfehlung dieses Berichtes.

Vaterländische Verlags-Anstalt,
H. Oberwinder.
Berlin SW., Wilhelmstr. 30/31.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig** ist erschienen:

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart
nebst einem Anhang: Die soziale Krisis und die evangelische Kirche
Von **Samuel Eck**, Pfarrer in Rumpenheim
Preis 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig